



Tatort Bocholt

**SCHWARZ WIE
DIE NACHT**

**Fiktive Verbrechensgeschichten
mit Geschichte aus den Anfängen der Moderne
von Rainer Wielinski**

Tatort Bocholt

SCHWARZ WIE DIE NACHT

**Fiktive Verbrechensgeschichten
mit Geschichte aus den Anfängen der Moderne
von Rainer Wielinski**

Über den Autor:

Rainer Wielinski ist ein freier Lektor und Autor aus Bocholt im Westmünsterland (NRW). Immer tief verstrickt in die Halbwahrheiten des Lebens entwickelt er insbesondere als Lokalautor fiktive Geschichten mit Geschichte, aber auch andere Formate. Viele seiner Veröffentlichungen sind in der Nordrhein-Westfälischen Bibliographie (NWBib) gelistet.

Impressum:

Autor: © Rainer Wielinski, Bocholt

Cover & Satz: © Renate Pöpping, Bocholt

Ausgabe Februar 2026

Veröffentlicht im Selbstverlag

ISBN 978-3-00-086106-2

Hinweis in eigener Sache:

Die beiden in diesem Buch veröffentlichten Verbrechen Geschichten samt Dossier sind zuerst im Magazin „Unser Bocholt“ erschienen, und zwar in den Ausgaben 4-2023 und 1-2025. Aufgrund von wertvollen Leserhinweisen und Aktualisierungen von online zugänglichen Digitalarchiven hat der Autor alle Ausarbeitungen überarbeitet und teilweise wesentlich erweitert. Die hier veröffentlichten Skripte haben den Stand vom Oktober 2025. Das Buch „Tatort Bocholt – Schwarz wie die Nacht“ gibt es primär nur als ressourcenschonendes, kostenloses E-Book im klassischen PDF-Format auf kurzetexte.de.

Inhalt

Vorwort	5
---------------	---

Verbrechensgeschichte № 1:	
Totmacher unter sich	6

Friedrich Reigers:	
Über die Gasexplosion am 7. Januar 1862	28

Verbrechensgeschichte № 2:	
Gespräch mit einem Mörder	32

Dossier: Der Mordfall Christina Strieler	
geborene Brands (1894/95)	68

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

dieses Buch nimmt Sie anhand von zwei kurzen, fiktiven Verbrechen Geschichten mit auf eine packende Reise durch Bocholts Anfänge der Moderne in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auf der einen Seite wissen wir über diese Zeit sehr viel, auf der anderen viel zu wenig. Letzteres sollte sich ändern, denn die Moderne ist die Epoche, in der wir leben. Sie ist die Zeit der dauerhaften, sich ständig beschleunigenden ökonomischen, ökologischen, kulturellen und sozialen Veränderungen. Weil wir uns ihnen gegenüber tagtäglich irgendwie verhalten müssen, geht uns die Moderne also etwas an. Deshalb wird den beiden Verbrechen Geschichten in diesem Buch die jeweilige Geschichte dahinter sofort mitgeliefert.

Das Buchcover trägt bewusst die Grundfarbe Schwarz, weil sich die Verbrechen Geschichte „Totmacher unter sich“ in den dunklen Abendstunden eines kalten Wintertages abspielt, und in der Verbrechen Geschichte „Gespräch mit einem Mörder“ der Tod des Opfers in den dunklen Nachtstunden eines tropisch heißen Sommertages eintrat. Das Buch ist eine Hommage an die Stadt, die ihre eigene Geschichte und Geschichten in sich trägt – und zugleich eine Warnung, dass die Wahrheit oft dort liegt, wo man sie am wenigsten vermutet. Lassen Sie sich fallen in eine Welt, in der die Grenzen zwischen Gut und Böse, Wahrheit und Fiktion verschwimmen und in der jeder Schatten eine Geschichte birgt.

Herzlichst,
Rainer Wielinski

VERBRECHENSGESCHICHTE

No 1

Totmacher unter sich

Eine Bocholter Erzählung

Vorspann

Die fiktive Verbrechensgeschichte „Totmacher unter sich“ in Form einer Erzählung beruht auf einer wahren Begebenheit: Am 7. Januar 1862 ereignete sich in der Bocholter Innenstadt am Marktplatz eine Gasexplosion. Über den Vorfall berichtete Friedrich Reigers in seiner 1907 posthum veröffentlichten Chronik „Die Stadt Bocholt während des neunzehnten Jahrhunderts“ (siehe Seite 28 ff.). Ungewollt lieferte er dem Autor dieses Buches damit Stoff genug, um gleich fünf kleine Kürzestgeschichten von maximal je 1.000 Wörtern rund um den schweren Unfall zu stricken. Jede der kleinen Geschichten steht für sich. Zusammen und in der richtigen Reihenfolge ergeben sie jedoch eine größere Geschichte bzw. Erzählung.

Die Erzählung arbeitet dabei bewusst mit zwei in Vergessenheit geratenen, mystischen Fabelwesen einer damals zwar noch stramm katholischen, aber immer auch irgendwie ein bisschen abergläubischen Bocholter Welt und einem speziellen, nicht minder abergläubischen Bocholter Mantra. Denn trotz der im 19. Jahrhundert beginnenden Industrialisierung und der rasanten technologischen Entwicklung war der Aberglaube noch lange in allen Kulturen der Welt weit verbreitet. An manchen Orten hält er sich bis heute. Das gilt übrigens auch für das spezielle Bocholter Mantra, von dem späterhin noch zu lesen sein wird. Es hat es bis in die Gegenwart geschafft. Das ist schon putzig! „Totmacher unter sich“ versteht sich daher nicht nur als Erzählung, sondern ebenso als Groteske.

Die Geschehnisse der Geschichte spielen sich im Wesentlichen auf dem Marktplatz vor dem historischen Rathaus ab und dem Kirchplatz, das heißt dem heutigen St.-Georg-Platz. Und nun zu den fünf Kürzestgeschichten, die zusammen eine größere Geschichte ergeben, auf den folgenden Seiten.



Altes Foto vom Marktplatz mit Gasthof Reygers (links) und Bochoelter Rathaus (Mitte) mit je einer Gaslaterne am äußersten linken und rechten Pfeiler des Laubengangs,
© Bildarchiv LWL-DLBW

Alte Ansichtskarte vom Kirchplatz mit Rathaus und Georgskirche (beide hinten rechts) sowie Gaslaterne und halböffentlicher Pumpe (beide vorne rechts),
© privat



1. Der Laternenmann

Geradezu verkrampft umgriff er mit den Händen die Holme der kleinen dreiteiligen Klappleiter aus Holz. Die runden Sprossen waren feucht und rutschig. Soeben hatte es in Bocholt wiederholt heftig geregnet. Vorsichtig tastete er sich mit den Füßen die Sprossen herunter. Die Sohlen der schwarzen Lederstiefel hatte er mit Sandpapier aufgeraut. So fand er besser Halt. Dachte er. Auf der vorletzten Sprosse glitt er aus. „Verdammt, Scheiße“, murmelte er vor sich hin. Er sah seinen Fall kommen. Und so, wie er ihn sah, fiel er auch.

Langgestreckt lag er mit dem Rücken auf dem nassen, kalten Pflaster aus Feldsteinen. Die schwarze Schirmmütze war ihm beim Aufprall vom Kopf geflogen. Statt Haaren trug er einen grauen Rasurschatten. Er verspürte keine Schmerzen. „Noch mal gut gegangen. Aber wie lange noch? Noch, ja, noch!“, dachte er. Vom Pflasterboden aus blickte er auf die Gaslaterne am Rathaus. Sie war hoch oben am rechten Pfeiler des Laubengangs angebracht. Unten an der Laterne befand sich eine Klappe. Er hatte sie geöffnet. Ein eisiger Windstoß ließ sie leicht hin und her wippen.

Die Gläser waren innen stark verrußt gewesen. Sie mussten sauber sein. Erst danach durfte er die Laterne anzünden. Darauf bestand der Gasmeister. Mit einem Baumwolllappen und etwas Spiritus ließ sich das Glas leicht reinigen. Nur ein hartnäckiger Rußfleck wollte nicht so schnell verschwinden. Den musste er mit der Klinge seines Arbeitsmessers wegkratzen. Und da war es plötzlich wieder, dieses Zittern in den Händen. Und es wollte wieder nicht aufhören.

Kinder hatten ihn beobachtet. Sie spielten in der frühen Dämmerung des späten Winternachmittags auf dem Kirchplatz vor dem

nördlichen Seitenschiff der Georgskirche. Schnell liefen sie herbei, als er am Boden lag. Sie lachten laut und hämisch und stimmten einen Refrain an: „Laternenmann, Laternenmann, bist du schon wieder stramm? Stramm, stramm, stramm – stramm ist der Laternenmann!“ „Ihr werdet euch noch wundern“, schoss es ihm durch den Kopf.

Langsam, nahezu schwerfällig rälkelte er sich vom Boden auf. Mit seinen zittrigen Händen griff er nach der Mütze. Er schob sie auf den Kopf zurück. Die dicke dunkelblaue Baumwolljacke und die anthrazitgraue Hose aus schwerem Manchesterstoff waren hinten nass und dreckig. Das stellte er mit einem kurzen Handstreif fest.

Er drehte den Kindern den Rücken zu und griff zu der dreieinhalb Ellen langen Feuerstange. Sie war aus Bambus und hatte am Kopf einen Haken und eine Zündlampe. Mühselig lenkte er den Stangenkopf durch die offene Laternenklappe. Mit dem Haken zog er in der Laterne an einer Kette. Sofort strömte das Gas aus. Er drehte den Stangenkopf ein wenig und hielt die Zündlampe darüber. Ihre kleine Flamme ließ es „puff“ machen. Augenblicklich erhellte weißes Gaslicht die Dämmerung. Schließlich schloss er mit der Feuerstange die Klappe. „Laternen N° 4 brennt“, stellte er für sich fest.

Die Kinder hatten ihm die ganze Zeit über zugeschaut. Die Augen waren groß gewesen, die Münder standen offen. Nun zogen sich ihre Augenlider zusammen, die Münder spitzten sich. Hämisch stimmten sie einen neuen Refrain an: „Laternenmann, Laternenmann, kriegst nur stramm die Lampen an. Stramm, stramm, stramm – stramm ist der Laternenmann!“

Gemächlich ließ er die Feuerstange durch die zittrigen Hände zurückgleiten. Ungefähr eine Elle vorm Stangenkopf hielt er an, presste die Hände fest um die Stange, brachte sie in die Waagrech-

te, drehte sich blitzschnell um, holte mit aller Kraft aus, zielte auf die Kinder und brüllte: „Haut ab. Ich mach euch alle kaputt!“ Der Bambus durchschnitt die Luft mit einem dumpfen Zischgeräusch. Die Kinder sahen die Gefahr auf sich zukommen. Die Augen waren groß, die Münder verzerrt. „Weg, weg, weg!“, rief eines der Kinder. Sie stoben davon.

Die Wucht des Schlags traf den linken Oberarm einer jungen Frau. Sie war später dazugekommen, stand einen Schritt hinter den Kindern und hatte beim Anzünden der Laterne zugeschaut. „Du dummes, altes, versoffenes Arschloch. Ich erzähl heute Abend alles deinem Direktor. Wirst schon sehen“, keifte sie. „Meinem Direktor? Du? Hau ab!“ Die junge Frau fasste sich an den Oberarm. Mit mächtigen, festen Schritten ging sie an ihm vorbei Richtung Gasthof Reygers am Marktplatz.

„Die kennt den Direktor? Woher? Ob das eine vom Gasthof ist? Und wenn schon. Der Direktor unterhält sich nicht mit so einer. Die ist doch gar nicht sein Stand. – Und wenn sie doch mit ihm spricht?“

Die Taschenuhr zeigte zwanzig nach vier an. Er zog ein Notizbuch aus der Jackentasche. Im Laubengang legte er es auf die Fensterbank in unmittelbarer Nähe der Laterne. Unter Mühen schlug er die Seite „Dienstag, 7. Januar 1862“ auf. Er ballte die rechte Hand. Mit der linken schob er von oben einen Bleistift hindurch und notierte: „Nº 4. 4.20 p.m. Glas Ruß. Brenner?“ Der Gasmeister wollte alles wissen, alles. Morgen würde er einen Schlosser schicken. Und der Direktor den Gasmeister – zu ihm. Der würde an der Wohnungstür klopfen und sagen: „Das war’s. Genug gesoffen. Heute Abend brauchst du nicht mehr zu kommen.“

Er klappte die Leiter zusammen und befestigte sie mit einem Gurt auf dem Rücken. Den Baumwolllappen verstaute er in der Umhängetasche mit Werkzeug, dem Spiritus und einer Handlampe auf

der Linken. Die Zündstange schulterte er rechts. „Jetzt aber schnell zu den anderen neun Laternen. Nach dem Brennkalender habe ich nur noch knapp 30 Minuten. Eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang muss alles brennen. Darauf besteht der Gasmeister.“

Eilig lief er zur N^o 5 auf dem Kirchplatz. Jemand sagte zu ihm: „‘n Abend!“. Es war der Apotheker. Den hatte er kürzlich gefragt wegen der Hände. Da könne man nichts machen. Das sei Schüttellähmung. Liege am Alter. Er sei schließlich fast siebzig. Bald könne er keiner Arbeit mehr nachgehen. Da er weder Kapitalien habe, noch Pfründe, noch Renten, zudem allein lebe, solle er beim Ausschuss der Armenfürsorge rechtzeitig vorsprechen. Es seien noch Mittel frei. „Noch, ja, noch!“

Er lehnte die Zündstange an den Mast der N^o 5. Ein eisiger Windstoß blies ihm ins Gesicht. In der Umhängetasche öffnete er die Flasche mit dem Spiritus, zog sie mit beiden Händen heraus, führte sie zum Mund und goss sich kräftig einen auf die Lampe. Er sah seinen Fall kommen. Und so, wie er ihn sah, würde es auch kommen.

2. Der Hilfslehrer

„Auaaah!“, schrie die kleine Schülerin laut auf. Der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen. Sie weinte still vor sich hin. Der Hilfslehrer hatte ihr soeben sein kleines, dünnes Rohrstöckchen mit einem kurzen Hieb durch die linke Handfläche gezogen. „Hör auf!“, begann der Lehrer. „Du schreibst mit der Rechten. Mit der ist nichts. Zur Strafe schreibst du damit bis morgen zehnmal die 10 Gebote ab.“ Man musste diese Arbeiterkinder in Glaubensfragen festigen, zur Not mit Strenge. Sie glaubten ja. Aber was, wenn Barbaren kämen? Würden sie deren Göttern widerstehen?

Er war Hilfslehrer für Religion an den katholischen Elementarschulen in Bocholt und seit einiger Zeit Hilfsaufseher bei den umfangreichen Renovierungsarbeiten an der Georgskirche. „Hilfs-“ dachte er oft. Aber was half's?! Schließlich hatte er Familie. Das gehörte sich so mit Ende 20. Eine Frau, eine Tochter, einen Sohn. Über den Sohn sprach er viel, über die Tochter gar nicht, über die Frau wenig. Außer man sprach ihn auf eine der beiden an. Wie alle Frauen waren auch sie ein Ebenbild Evas aus dem Alten Testament, belastet mit der Erbsünde. Über solche wie sie sollte man lieber schweigen.

Nach dem Abendessen machte er immer einen ausgedehnten Spaziergang durch die Innenstadt, allein, so auch an diesem Dienstag, dem 7. Januar 1862. Bei Dunkelheit hatte er stets eine Handlampe dabei. Mit ihr ging er in seinem schwarzen Gehrock jede Straße ab. Das war ihm wichtig. Er hatte ein Auge für das Laster. Als Christenmensch musste er es bekämpfen. Entschlossen setzte er daher bei jedem Schritt die Metallspitze seines Gehstocks auf das Straßenpflaster auf. „Klack – klack – klack“ hallte es.

Er kam aus der Osterstraße und hatte gerade den Marktplatz vor dem Rathaus betreten. Plötzlich machte es mit dumpfen Knall „ka-booom“. Es folgte ein verheerendes Getöse. Eine Druckwelle riss ihm den schwarzen Halbzylinder vom Kopf. Scheiben klirrten, unvermittelt erlosch das Licht der vier Gaslaternen in den Ecken des Platzes. Haus- und Ladentüren sprangen auf. Eine große Wolke aus schmutzigem, dunkelgrauem Staub legte sich über den Platz. Sie verhüllte alles. Jemand schrie lauthals: „Feuer, Feuer!“

Im schwachen Licht des zunehmenden Mondes suchte der Hilfslehrer nach Orientierung. Mit einem Streichholz zündete er die Handlampe wieder an. Das Glas war heil geblieben. Nur die Flamme war erloschen gewesen. Alles war mit Staub überzogen, auch er.

Der Vorfall müsse ins Tagebuch. Die Taschenuhr zeigte ihm kurz nach halb sieben an.

Vor dem Gasthof Reygers auf der südlichen Seite des Platzes hatten sich mehrere Menschen angesammelt. Das verriet ihm das Licht vieler weiterer Handlampen. Es zog ihn wie das Leuchten von Glühwürmchen magisch an. Kurzenschlossen ging er hinüber und drängte sich in die erste Reihe. So konnte er alles besser mitbekommen.

Zeitgleich mit ihm traf die Polizei ein. Die drei Blauuniformierten hatten es nicht weit gehabt. Die Wachstube lag gleich gegenüber im Erdgeschoss des Rathauses. Verunsichert standen sie vorm Hauseingang und trauten sich nicht hinein. Sie torkelten etwas. Unvermittelt nahmen sie Haltung an, als die Gasthofmeisterin aus dem Gebäude trat. Die ging den Wachtmeister brüsk an und gab ihm Order. Die gab er sofort weiter. Den Sergeanten N^o1 schickte er wegen eines Schlossers zum Gaswerk und N^o2 wegen eines Arztes zum Agnes-Hospital. Sie rannten unverzüglich los.

Der Gasthofmeisterin folgten die anderen. Das waren die Herren der Kasino-Gesellschaft. Sie hatten ein Treffen gehabt. Das waren die auswärtigen Handelsvertreter, Unternehmer und Ingenieure, vornehmlich aus der Textilindustrie, darunter zwei Engländer. Zuletzt verließen die Bediensteten das Gebäude: die beiden Kellner, wobei der eine den anderen stützte – er war verletzt, die Schankheilerin, der Koch, die drei Küchenhilfen und die beiden Dienstmädchen.

Die Kleidung war übersät mit Staub und Dreck. Unter ihnen herrschte ein großes Wortgewirr. Der Hilfslehrer enträtselte es rasch: Es hatte eine Gasexplosion gegeben, zum Glück ohne Feuer! „Schade nur, dass es die beiden Dienstmädchen nicht erwischte hat“, dachte er bei sich. „Diese jungen, augenfällig aufgehübschten, ge-

schminkten Puten. Pah, Dienstmädchen! Wer's glaubt! Das sind doch Nutten!“

Mittlerweile waren unzählige Menschen herbeigeeilt. Etliche Honoratioren der Stadt schoben sich schnell in die erste Reihe: der Bürgermeister und andere aus der Magistratsspitze, Fabrikanten sowie der Pfarrer der Georgskirche. Der Eigentümer des Gasthofes stand allein am äußersten rechten Rand der Reihe und hielt sich bedeckt. Zum Zeitpunkt der Explosion war er in seiner Posthalterei gewesen. Zuletzt erschien auch der Direktor des Gaswerks. Er inspizierte seine Erleuchtungsanstalt einmal monatlich und hatte sich mit einer Mietkutsche aus Münster bringen lassen. Sie traf kurz nach der Explosion in Bocholt ein.

Ein eisiger Windstoß fegte über den Platz. Er legte die Hausfront ein wenig von der Staubwolke frei. Jetzt konnte der Hilfslehrer das Ausmaß der Explosion erahnen. Im ersten Obergeschoss auf der linken Seite des Gebäudes waren die beiden Fenster des Versammlungszimmers zertrümmert. Unmittelbar darüber im zweiten Obergeschoss klaffte ein großes Loch in der Außenwand. Das Mauerwerk lag teilweise auf der Straße.

Einige der Bediensteten und Nachbarn begannen alsbald mit den Aufräumarbeiten vor dem Haus. Ein weiterer eisiger Windstoß fegte über den Platz. Er war sehr heftig und hob den Rock einer Küchenhelferin bis über den Hintern hoch. Diese Unterwäsche, dieser Arsch: Die Augen des Hilfslehrers waren groß. „Was gaffst du? Wenn dich deine Schüler so sähen. Schäm dich!“, raunzte ihn der Pfarrer an. „Hast du als Hilfsaufseher bei den Arbeiten an der Kirche nichts Besseres zu tun? Sind an der Kirche Schäden entstanden? Hast du das schon kontrolliert?“ Der Hilfslehrer verließ den Marktplatz umgehend. Irgendetwas schnürte ihm die Kehle zu.

Auf dem gespenstig leeren Kirchplatz kam ihm eines der beiden Dienstmädchen entgegen. Sie hatte sich dort an der öffentlichen Pumpe frisch gemacht und etwas getrunken. „Na“, begann der Hilfslehrer hämisch, „jetzt ist es wohl vorbei? Zeit, Bocholt zu verlassen!“ „Dann geh doch!“, erwiderte sie wirsch. „Ich? Du! Du verkommene Nutte!“ „Nutte? Du blödes Arschloch. Geh lieber zu deiner nach Hause!“ „Was?“ Wütend schlug er ihr mit dem Gehstock auf den rechten Beckenknochen. Sie fasste die schmerzende Stelle nur kurz an. Mit mächtigen, festen Schritten ging sie an ihm vorbei Richtung Marktplatz. Man musste diesen Weibern mit Strenge begegnen. Er sollte dem Herrn nicht alles allein überlassen.

3. Das Dienstmädchen

„Good afternoon, gentlemen. The gin, please. How are you?“ Das fein herausgeputzte Dienstmädchen lächelte die beiden Engländer gewinnend an. Sie musste ihr Vertrauen erlangen. „Kein Vertrauen, keine Informationen!“, sagte die Gasthofmeisterin immer. Sie wollte über diese Ausländer alles wissen, alles. Für das junge Dienstmädchen war das kein Problem. Theater spielen war ihr Leben.

In einem Zirkuswagen war sie mit ihren irischen Eltern unterwegs gewesen. Stets fuhren sie von März bis Oktober den Rhein und die Mosel entlang, so auch in diesem Jahr 1861. Zu dritt verdienten sie sich ihr Geld als Handpuppenspieler auf Jahrmärkten und Volksfesten. Das war ein auskömmliches Geschäft. Herausfordernd waren nur die kalten Monate von November bis Februar. Eine warme Unterkunft und eine feste Arbeit waren da gut. Die bekam sie von der Gasthofmeisterin auf der Bocholter Kirmes angeboten. Das Volksfest fand immer am dritten Wochenende im Oktober statt.

Die Meisterin suchte ein neues englischsprachiges Dienstmädchen speziell für ihre Gäste von der ‚Insel‘ im Gasthof Reygers am Marktplatz. Das alte sei im August zurück nach Wales gegangen. Es gebe noch ein zweites Dienstmädchen. Das komme aus Belgien und sei für die Französisch und Niederländisch sprechenden Gäste da.

Interesse? Gut! Verschwiegenheit sei ab jetzt das Gebot der Stunde. Die Arbeit als Dienstmädchen gehe nämlich weit über das Übliche hinaus. Ihre Aufgabe sei zuallererst die Beschaffung von Informationen, und zwar unmerklich. Sie solle über jeden englischen Gast herausfinden, welches Unternehmen er in Bocholt besuche und was er dort wolle. Von Bedeutung seien insbesondere Informationen über die Ein- und Ausfuhr von Maschinen, Maschinenbauteilen und Spezialwerkzeugen.

Auf die Frage nach dem Warum erhielt sie von der Meisterin keine Antwort. Sie solle nur machen – und vor allem zu niemanden ein Wort, außer zu ihr. Für die Tätigkeit werde sie großzügig entlohnt: freie Kost und Logis im Gasthof, freie Dienstkleidung sowie obendrein 20 Thaler monatlich zuzüglich einer Prämie bei besonders gewichtigen Informationen. Die junge Frau zögerte nicht lange und sagte zu. Die Eltern hatten im Weseler Hafen Aussicht auf Arbeit.

In der Neujahrswoche 1862 gab es nur wenige Übernachtungsgäste. Das lag an den vielen Feiertagen rund um den Jahreswechsel. Am Freitag traf Mr Smith aus Manchester ein, am Samstag Mr Miller aus Liverpool. Am Montag, dem 6. Januar, sollte es sofort mit der Arbeit losgehen. Der war jedoch ein Feiertag: Heilige Drei Könige. Alle Unternehmen und Geschäfte hatten geschlossen.

Was tun an dem freien Tag? Das Wetter war lausig kalt und regnerisch. Für solch einen Fall hatte Mr Smith immer ein Golfset nebst kleinem Ballfangnetz für Indoorgolf dabei. Dazu ließ er sich

das geräumige Versammlungszimmer im ersten Obergeschoss reservieren. Als Sparringspartner lud er Mr Miller ein. Beginn sollte zur Tea Time um drei Uhr sein. Das Dienstmädchen bot sich als Punktezählerin an. „That’s great. Join in, Ma’am!“

Statt Tee bestellten die beiden für sich gleich je eine Flasche Gin und für das Dienstmädchen ein Glas Wein. Dem Gewinner des Matches winkte ebenfalls eine Flasche Gin. Die beiden Engländer spielten und tranken, was das Zeug hielt. Das Dienstmädchen nippte lediglich an ihrem Weinglas. Sie lachten und erzählten viel und das Dienstmädchen bekam etliches mit von ihrer Arbeit. Mr Smith brüstete sich mit einem Auftrag über 60 Spinning Jennies, Mr Miller mit einem Angebot über eine 75 PS starke Dampfmaschine. Aus dem Golfspiel entwickelte sich zusehends ein Überbietungswettbewerb hinsichtlich der Bedeutung der eigenen Arbeit.

Alkoholbedingt gerieten die beiden dabei immer mehr in Rage. Ballabschläge und Treffer gelangen immer weniger. Nach rund zwei Stunden betrug Mr Millers Rückstand bereits 13 Punkte. Plötzlich schleuderte er seinen Golfschläger wütend durch den Raum. Der Schlägerkopf traf die offen verlegte halbzöllige Gasleitung für die Deckenbeleuchtung. Sie war aus Guss und hatte eine leichte Delle bekommen.

Der Wutausbruch Mr Millers erzürnte Mr Smith. Mit seinem Golfschläger versetzte er ihm mehrere kräftige Schläge auf den Rücken. Bei dem Gerangel ging die Gewinnerflasche mit dem Gin zu Bruch. Der Inhalt ergoss sich über die Fußbodenbretter. Das Dienstmädchen fühlte sich ans Kasperle-Theater erinnert und dachte: „Immer feste mit dem Schlagstock drauf. Am besten tot machen!“ Für sie war nun endgültig Schluss: „Enough is enough. Please leave the room, gentlemen. We’ll see each other for dinner!“

Am Abend des darauffolgenden Tages, am Dienstag, dem 7. Januar 1862, ereignete sich im Gasthof gegen halb sieben eine Gasexplosion. Zum Glück gab es kein Feuer und nur einen Leichtverletzten. Das Dienstmädchen verließ das beschädigte Gebäude staubig, dreckig und vor allem durstig. Sie wollte sich frisch machen und etwas trinken. In den Gasthof konnte sie vorerst nicht. Auf dem Kirchplatz um die Ecke gab es eine öffentliche Pumpe. Notgedrungen behalf sie sich dort. Auf dem Weg zurück begegnete sie dem Bauhilfsaufseher der Georgskirche. Der hatte nur Häme für sie übrig und einen Hieb mit dem Gehstock auf ihren rechten Beckenknochen.

Der Schmerz drückte ihr auf die Blase. In der Gasse zwischen Rathaus und Georgskirche ging sie in die Hocke. Das zischende Pinkelgeräusch zog einen kleinen schwarzen Hund an. Seine feuerroten Augen funkelten wie zwei Rubine. In der Schnauze hielt er einen entrindeten, fast geraden Holzknüppel. Die eine Seite war spitz. „Hau ab!“, giftete sie ihn an. Erschrocken ließ er den Knüppel fallen und rannte rasch an ihr vorbei. „Blöder Köter!“, dachte sie bei sich.

Wie aus dem Nichts folgte dem Knüppelhündchen sogleich eine Gestalt. Von weitem hatte sie etwas von ihren Handpuppen. „Welch ein Kasperle!“, spöttelte sie. „Und das da gerade war dann wohl Toby, Kaspers Hund?!“ Die Gestalt kam näher. Dieses Kasperle jedoch war ein anderer Kasper. Im schwachen Licht des zunehmenden Mondes erkannte sie das jetzt deutlich. Nur das bunte Kostüm sah dem der Handpuppe ähnlich. Statt einer Zipfelmütze trug sie auf dem Kopf einen großen, breitkrempigen Schlapphut, an den Füßen kniehohle Lederstiefel.

Die Gestalt griff nach dem Knüppel, setzte ihn mit der spitzen Seite zum Stich auf das Dienstmädchen an und brabbelte: „Gernöns

täber as in Bokelt!“ Angst packte sie. Schnell sprang sie auf. Ein Rest Urin lief ihr an den Beinen herunter. „Der Kasper ist ein Totmacher!“, schoss es ihr durch den Kopf. Aber das wusste sie ja. Theater spielen war ihr Leben.

4. Der Hilfsaufseher

Das Türschloss zum Vorraum von Sakristei und Chortrakt der Georgskirche am Kirchplatz in Bocholt war für ihn das kleinste Hindernis. Nach zwei, drei Versuchen mit dem Schlüssel gab die verschlissene Schließnase den Riegel frei. Die Türen der Kirche waren für die Gläubigen bereits seit Monaten verschlossen geblieben. Das Gotteshaus war in die Jahre gekommen. Es sollte wieder erstrahlen. Dafür hatte sich der neue Pfarrer eingesetzt. Handwerker führten nicht nur innen umfangreiche Renovierungsarbeiten durch, sondern auch außen. Das Wetter und der Rauch der vielen Holzöfen hatten der Fassade über die Jahrhunderte stark zugesetzt.

Und er durfte dem Pfarrer in seiner freien Zeit dabei dienen – als ehrenamtlicher Hilfsaufseher, so auch an diesem Dienstagabend, dem 7. Januar 1862. Morgens war er Hilfslehrer für katholische Religion an den städtischen Elementarschulen. Beide Tätigkeiten hatte ihm der Pfarrer besorgt. Sie kannten sich aus Münster. Er hatte dort auf Magister der Theologie studiert. Der Pfarrer war dort Seelsorger in einem Zuchthaus gewesen. Das mit dem „Hilfs-“ nahm er in Kauf. Sein Ziel war ein anderes.

Der Pfarrer hatte ihm vorhin einen Auftrag erteilt. Gegen halb sieben hatte es eine Gasexplosion im Gasthof Reygers am Marktplatz gegeben. Er sollte die Kirche auf Schäden kontrollieren. Sie lag nämlich nur gut 30 Schritt vom Explosionsort entfernt. Jetzt

war es gegen sieben. In der dunklen Kirche ging er mit der Handlampe jeden Gebäudetrakt ab. Die Explosion hatte keine Schäden verursacht. Was nicht leicht zu erkennen war in dem unüberschaubaren Wirrwarr der vielen Materialien, Werkzeuge, Behälter, Kübel, Schubkarren, Leitern und Gerüste. In der von den Bänken leer geräumten Kirche standen sie überall herum und waren für ihn das größte Hindernis bei der Aufsicht. Ordnung war diesen Handwerksgelesen nur schwer beizubringen.

Wie ging es beim Gasthof Reygers weiter? Die Neugierde trieb ihn. Gegen halb acht trat er deshalb schon wieder auf den Kirchplatz. Auf dem kurzen Weg zum Marktplatz hörte er jemand laut und erregt sagen: „Verdammt, Scheiße!“ Aus dem Augenwinkel erkannte er in der Gasse zwischen Rathaus und Kirche eine Person mit einer Handlampe. Das Lampenlicht fixierte etwas am Boden. Er ging hin. Es war der Laternenmann vom Gaswerk. Vor ihm lag regungslos eines der beiden Reygers'schen Dienstmädchen. Der Hilfsaufseher hatte es eben noch getroffen. Die Augen waren weit geöffnet. Blut rann aus der Kehle.

„Du hast sie umgebracht!“, eröffnete der Hilfsaufseher blitzschnell. „Ich? Nein! Nein, nein!“ „Doch! Als ich heute Nachmittag von der Kirche kam, habe ich gesehen, wie du sie mit der Feuerstange geschlagen und gesagt hast: Ich mach dich kaputt. Zudem hast du ein Messer, ein Arbeitsmesser. Jetzt hast du sie kaputtgemacht!“ „Nein! Nein, nein!“ „Hör auf! Wir können um die Ecke zur Polizei gehen. Wenn ich denen sage, du bist der Mörder, wem werden diese abgehalfterten Kommissköpfe wohl glauben? Dir – oder mir, einem Herrn Magister?“ Der Laternenmann war wie gelähmt. Die Angst machte den sowieso schon wortkargen Mann sprachlos.

„Außerdem: Was machst du hier um diese Zeit?“, fuhr der Hilfsaufseher fort. Der Laternenmann hatte pinkeln müssen. Eigentlich

hätte er jetzt frei gehabt. Die Druckwelle der Explosion hatte aber das Glas der vier Gaslaternen auf dem Marktplatz zerstört. Wegen der öffentlichen Sicherheit sollte er das Licht die ganze Nacht über am Brennen halten. Darauf hatte der Gasmeister bestanden.

„Pass auf! Ich helfe dir! Wir bringen die Leiche in die Sakristei. Dort entdeckt sie niemand. Danach gehst du wieder an die Arbeit. Ich hole dich, wenn ich alles geklärt habe!“ „Warum helfen Sie mir?“ „Wirst schon sehen. Vertrau einfach einem Diener Gottes!“ Die beiden trugen die Leiche in die Kirche. Danach trennten sie sich.

Gegen acht kam der Hilfsaufseher zurück mit der Meisterin des Gasthofes. Er zeigte ihr die Leiche. Der Laternenmann und er hätten sie gemeinsam gefunden. Die Meisterin schob den Kleiderkragen des Dienstmädchens ein wenig herunter und schaute sich die Wunde genau an. „Was soll das hier? Was wollen Sie?“, entfuhr es ihr brüsk. „Nicht viel!“, entgegnete der Hilfsaufseher. „Die Leiche sollte unbemerkt verschwinden. Das müsste Ihnen etwas wert sein!“ „Pah, warum? Ihr Tod hat ja wohl nichts, ganz und gar nichts mit der Explosion zu tun!“ „Ich sage Ihnen was: Ob es ein Todesopfer wegen oder im Zusammenhang mit der Explosion gegeben hat, spielt keine Rolle. Die Leute werden denken: Gasthof Reygers gleich Gas gleich Tod. Das werden Sie doch nicht wollen, oder?!“

Rasch einigten sie sich auf den Preis für das Verschwinden der Leiche. Die Meisterin ging zurück zum Gasthof. Der Hilfsaufseher holte den Laternenmann vom Marktplatz. In der Sakristei legten sie die Leiche auf eine Schubkarre und fuhren mit ihr quer durch die Kirche bis zum Haupteingang. Außen war er von einem mannshohen, blickdichten Bauzaun aus Brettern umgeben. Handwerker hatten erst heute Wegplatten entlang der untersten Treppenstufe verlegt. „Komm, wir vergraben die Leiche unter den Platten. Das merkt niemand. Ich hol zwei Schaufeln aus der Kirche!“

Die Arbeit ging schnell voran. Gegen neun Uhr waren sie bereits fertig. „Und jetzt zu dir, Laternenmann“, begann der Hilfsaufseher. „Du bist alt, fast siebzig. Zudem bist du krank. Das erzählte mir der Apotheker. Bald wirst du nicht mehr arbeiten können und nichts mehr zum Leben haben. Reygers‘ Gasthofmeisterin hilft dir dann weiter mit freier Kost und Logis in einem der Häuser des Eigentümers des Gasthofes. Das ist mehr, als du in deinem Alter als Arbeiter erwarten kannst.“ Der Laternenmann war sprachlos. Noch, ja, noch erbarmte sich das Leben seiner.

Die beiden gingen getrennt zurück zum Marktplatz. Der Laternenmann kümmerte sich um die kaputten Laternen. Der Hilfsaufseher setzte sich am Rathaus auf die Stufen des Laubengangs und hielt kurz inne. „800 Thaler hat sie mir versprochen – der Verdienst zweier Jahre. Davon werde ich 10 Jahre lang den Zehnten an die Georgskirche spenden. Das wird den Pfarrer beeindrucken. Er wird denken, dass ich nicht nur gut mit Kindern und Handwerkern umgehen kann, sondern auch mit Geld. Jetzt müsste es eigentlich klappen, weltlicher Leiter der Pfarre zu werden. Ich, ja, ich!!!“ Bedächtig zog er sein skalpellartiges Wachsschnitzmesser zum Freischneiden von Kerzendochten aus der Manteltasche und trieb es sich langsam in die linke Handfläche. Das Blut Jesu würde ihm alle Sünden vergeben.

5. Die Gasthofmeisterin

„Die BocholterInnen (!) haben einen Leitspruch: Nörgens bäter as in Bokelt! Verwenden Sie ihn bei jeder passenden Gelegenheit. Das macht Sie schnell zu einer der ihren!“ Das riet ihr damals der preußische Zollrat für Außenhandel in Münster. Er hatte ihr die überaus

einträgliche Stelle als Meisterin im Gasthof Reygers am Marktplatz in Bocholt angetragen. Die trat sie am 1. Oktober 1860 an. An den Tag erinnerte sie sich noch genau. Der Direktor des Gaswerks hatte abends die öffentliche Straßenbeleuchtung mit Gas erstmals in Betrieb genommen.

Die Meisterin hatte im Gasthof das volle Sagen. Der Eigentümer Reygers konnte nichts dagegen tun. Er stand bei der Königlich-Preußischen Provinzialbank nämlich mächtig in der Kreide wegen mehrerer hoher Darlehen für den Gasthof. Der Betrieb gehöre daher eigentlich dem preußischen Staat, wie der Zollrat meinte. Der ‚Olle‘ liefere seit einigen Monaten zudem nicht mehr so, wie er sich das vorstelle. Das seien insbesondere Informationen über die Ein- und Ausfuhr von Maschinen, Maschinenbauteilen und Spezialwerkzeugen.

Preußen wolle, dass die Wertschöpfung zum Wohle der eigenen Untertanen im Lande bleibe. Der Staat müsse deshalb alles über die Aktivitäten der ausländischen Geschäftsleute wissen, alles. Für diese Aufgabe sei sie die Richtige. Schließlich habe sie das Offizierskasino in Münster immer tadellos geführt. Zwar sei sie eine Frau und erst Mitte dreißig. Die Preußen seien gleichwohl experimentierfreudig, wenn es um ihre Interessen gehe.

Die Gasthofmeisterin ging die Informationsbeschaffung gezielt an. Wegen fehlender Fremdsprachenkenntnisse stellte sie zwei mehrsprachige Dienstmädchen als Informationsbeschafferinnen ein. Überdies lieferte der ‚olle‘ Reygers wichtige Informationen. Ein paar Straßen weiter betrieb er eine Posthalterei. Dort versorgte er nicht nur die Pferde der Postkutscher, sondern auch die der auswärtigen Fuhrleute. Von ihnen erfuhr er so einiges.

Eine andere Informationsquelle war Blotek, ein invalider Soldat preußisch-polnischer Herkunft. Das Militär hatte ihm Arbeit als

Postexpediteur im Gasthof besorgt. Das Briefpostbüro befand sich gleich rechts hinter der Eingangstür. Für die Gasthofmeisterin notierte er nebenbei die Anschriften der Absender und die der dazugehörigen Empfänger nebst Datum. Dafür erhielt er von ihr nicht nur regelmäßig ein paar Thaler extra, sondern auch anerkennende Worte. Das gefiel Blotek. Er sagte dann immer: „Blotek heißt nicht nur Fleck. Blotek sitzt auch am richtigen Fleck!“

An umfangreichen Informationen war auch der Gasdirektor interessiert. Er wohnte in Münster. Einmal monatlich inspizierte er seine Erleuchtungsanstalt. Dabei übernachtete er im Gasthof. Die Straßenbeleuchtung war ihm nebensächlich. Profitabler war die Innenbeleuchtung von Gebäuden, insbesondere die großer Fabrikräume. Von den Plänen der Unternehmer berichtete ihm unter anderem die Gasthofmeisterin.

Als Gegenleistung handelte sie die komplette Übernahme der Kosten für eine moderne Innenbeleuchtung des Gasthofes aus. Noch vor Beginn der Winterzeit 1860/61 erstrahlten die Räume im weißen Gaslicht. Das war dem Direktor recht. Gaslicht in einem zentral am Marktplatz gelegenen, von gut betuchten Leuten besuchten Gebäude: Das war für ihn die beste öffentliche Werbung in eigener Sache.

Am Dienstag, dem 7. Januar 1862, nahm ein Zimmermädchen morgens einen überaus strengen Geruch im Versammlungszimmer wahr. Einige tippten auf Fusel, andere auf Gas. Die Gasthofmeisterin ließ vorsichtshalber nach einem Schlosser vom Gaswerk schicken. Unverständlicherweise musste sie das wiederholt tun. Am späten Nachmittag erschien er endlich. Er torkelte etwas. Nach nur kurzer Inspektion erklärte er wortkarg, dass der Geruch nichts zu bedeuten habe.

Gegen halb sieben machte es im Gasthof plötzlich mit dumpfen Knall „ka-booom“. Es hatte eine Gasexplosion gegeben. Zum Glück

gab es kein Feuer und nur einen Leichtverletzten. Nichtsdestominder waren die Zimmer im ersten und zweiten Obergeschoss auf der linken Seite des Gebäudes zerstört.

Gegen acht Uhr benachrichtigte der Bauhilfsaufseher der Georgskirche die Meisterin über den Fund der Leiche eines ihrer Dienstmädchen. Es liege derzeit in der Sakristei. Die beiden gingen hin. Es hatte eine Stichwunde am Hals. Ihr Tod hatte rein gar nichts mit der Gasexplosion zu tun. Dennoch schlug er ihr das Verschwinden der Leiche vor. Dafür verlangte er 800 Thaler. Er hatte ein schlüssiges Argument: „Die Leute werden denken: Gasthof Reygers gleich Gas gleich Tod. Das werden Sie doch nicht wollen, oder?!“ Die Gasthofmeisterin willigte ein.

Umgehend unterrichtete sie darüber den Gasdirektor. Die 800 Thaler erhalte sie selbstverständlich von ihm. Die Sache bringe ihn nämlich auf eine ausgezeichnete, werbewirksame Idee: Er werde dem Gasthof eine Entschädigung an Gaskonsum in gleicher Höhe zubilligen. Und obgleich kein Brand stattgehabt habe, werde er sich trotzdem bei der Feuerversicherungs-Gesellschaft für den Gasthof einsetzen. Er kenne einen der Direktoren persönlich!

Gegen zehn Uhr waren die Gästezimmer auf der rechten Seite des Gebäudes wieder bezugsfertig. Die Gasthofmeisterin nahm sich eine kleine Auszeit gegenüber auf den Stufen des Laubengangs am Rathaus. Wie aus dem Nichts tauchte vor ihr plötzlich eine Gestalt auf mit einem kleinen schwarzen Hund. Sie trug eine Soldatenuniform aus einer längst vergangenen Zeit. So eine hatte sie schon mal in einem alten Buch gesehen. Die Gestalt hatte einen Knüppel in der Hand. Die eine Seite war spitz. Mit ihr setzte sie zum Stich auf die Gasthofmeisterin an und brabbelte: „Gernöns täber as in Bokelt!“

„Halt!“, entfuhr es ihr brüsk. „Was soll das hier? Du bist ein Plagdich, ein tödlicher Plagegeist. Stimmt’s? Einer, der dazu ver-

flucht ist, nach einem Kanonendonner sein Grab zu verlassen, um Menschen totzumachen. Das heute Abend aber war der Donner einer Gasexplosion. Du hast dich also geirrt und wärest besser liegen geblieben. Stattdessen hast du mein Dienstmädchen erstochen. Genauso irr sind die durcheinandergewürfelten Buchstaben deiner Wörter. Gehört das mit zum Fluch?“

Die Gestalt stockte. So viele Dinge! „Wenn du die Buchstaben richtig anordnest“, fuhr die Gasthofmeisterin fort, „weißt du, wo es für dich nirgends besser ist, nämlich in Blotek. So heißt der Fleck!“ „Wo tis dre?“ Die Gasthofmeisterin streckte den linken Arm aus und zeigte Richtung Osten. Die Gestalt folgte der Bewegung mit dem Kopf. „Bokelt – jetzt oder nie“, dachte die Gasthofmeisterin bei sich, „sonst wird das hier nichts mit ‚nörgens bäter‘!“ Mit wenigen, schnellen Schritten war sie bei ihm, stieß ihn zu Boden, nahm ihm den Knüppel ab und bohrte ihn mit aller Kraft tief in sein Herz. Der Körper zerfiel sofort zu Staub. Der Hund verschwand in der Dunkelheit der Nacht. Irgendwo im Nörgens lauerte er. Das spürte die Neu-Bocholterin ganz deutlich.

Nachspann

Liebe Leserinnen und Leser, Sie fragen nach der Moral von der Geschichte? – Nun ja, man kennt sie, man kennt sie nicht! ;-

Friedrich Reigers:
**Über die Gasexplosion
am 7. Januar 1862**

Über die Gasexplosion am 7. Januar 1862 in der Bocholter Innenstadt schreibt Friedrich Reigers in seiner posthum veröffentlichten Chronik „Die Stadt Bocholt während des neunzehnten Jahrhunderts“, Druck und Verlag J. & A. Temming, Bocholt, 1907, auf den S. 170 – 173 Folgendes:

„Im Anfange des Jahres 1862 ereignete sich in Bocholt ein schwerer Unfall, welcher leicht den Verlust mehrerer Menschenleben hätte herbeiführen können. Es war am 7. Januar 1862, abends 6 ½ Uhr, als man in der Stadt, namentlich in der Nähe des Marktes, einen starken, aber doch dumpfen Knall vernahm, der auch noch in der Entfernung einer Stunde von der Stadt gehört worden sein soll. In einzelnen Häusern sprangen Türen auf und Fenster klirrten. Wenige Augenblicke später sahen Leute, welche zufällig über den Markt gingen oder herbeigeeilt kamen, aus der ganzen Vorderseite des am Markte belegenen Reygersschen (jetzt Steinerschen) Gasthofes einen schwarzen Qualm aufsteigen. Auf den alsbald ertönenden Feuerlärm strömte eine große Menschenmenge auf dem Markte zusammen; es konnte jedoch durchaus nichts von Brand an dem gedachten Hause entdeckt werden. Man begriff deshalb bald, daß in dem Gasthofe eine Gasexplosion stattgehabt habe, und so war es auch. Über die Veranlassung der Katastrophe und den Hergang bei derselben erfuhr man folgendes.

Schon während des ganzen Tages wurde überall im Reyger-schen Hause ein starker Gasgeruch wahrgenommen, und zwar am stärksten in dem eine Treppe hoch belegenen Zimmer Nr. 11. Man schickte wiederholt zur Gasanstalt, damit die Sache untersucht werde. Endlich am Abende erscheint ein Gasarbeiter und erklärt, es habe nichts zu bedeuten. Bald darauf betraten zwei Kellner das erwähnte geräumige Zimmer Nr. 11, um dasselbe für eine Ver-sammlung des Handelsvereins, welche dort stattfinden sollte, ein-zurichten. Einer der Kellner, eine Kerze in der Hand haltend, steigt auf einen Stuhl, um die Gasflammen anzuzünden, was aber nicht gelingen will, als plötzlich etwas Regenbogenfarbiges auf-steigt, eine Flamme entsteht und der donnernde Knall erfolgt. Was darauf vorgegangen, wußten die Kellner nicht zu sagen. Sie wur-den mit Schutt aller Art bedeckt, arbeiteten sich aber wieder her-vor und bewiesen eine große Geistesgegenwart. Einer derselben, Hermann Kempers, eilte in den Keller hinab, um den Hauptkrah-n zu schließen und so weiterem Unheil vorzubeugen. Dann aber brach seine Kraft zusammen; er erkrankte, erholte sich jedoch bald wieder.

Groß war die Verwirrung und Verwüstung im Innern des von der Explosion betroffenen Hauses. Die im Erdgeschoß befindli-chen Personen waren durch den Knall, durch das demselben un-mittelbar folgende Getöse und Geklirre und durch das plötzliche Verlöschen der Lichter in großen Schrecken versetzt worden, so daß sie zum Teil durch die Fenster hinausflüchteten. Der Explosi-onsraum befand sich aber nicht im Erdgeschoß, sondern in dem darüber liegenden Stockwerk, und zwar in dem mehrgedachten Zimmer Nr. 11. Hier bot sich ein Bild grauenhafter Verwüstung dar. Die Zimmerdecke war fortgeschleudert, und zwischen dem Gebälk hingen Möbel und Bettzeug, Bretter und Mauerstücke von

den darüber befindlichen beiden Logierzimmern. Die zwei Fenster und drei Türen des Zimmers waren zertrümmert, die Mauern hatten Risse bekommen und waren um einige Zoll ausgewichen. Fast noch wüster sah es in den oberhalb des Zimmers Nr. 11 sich befindenden beiden Logierzimmern aus, welche damals glücklicherweise keine Gäste beherbergten. In diesen Zimmern wurde die Außenmauer vollständig durchbrochen und ein Teil derselben auf die Straße geschleudert, die Innenwände gleichfalls zertrümmert, die Decke zerrissen usw. Neben dem Zimmer Nr. 11, dem eigentlichen Explosionsraume, befand sich der von der Kasino-Gesellschaft benutzte Saal. Hier hatte sich bereits, wie gewöhnlich, eine kleine Gesellschaft, Mitglieder des Kasinos, zur Abendunterhaltung eingefunden. Der penetrante Gasgeruch und die zu ergreifen Vorsichtsmaßregeln bildeten den Hauptgegenstand des Gesprächs, als plötzlich der dumpfe Knall erdröhnte. Sämtliche Lichter erloschen; man hörte um sich ein furchtbares Getöse; Türen wurden gesprengt und an die gegenüber liegenden Wände des Saales geschleudert; ein schwerer dort hängender Kronleuchter stürzte herunter; Mauerstücke bröckelten ab. Bald vernahm man auch von der Straße her das Brandgeschrei der Menge. Die im Saale Anwesenden waren bestürzt, verloren aber die Fassung nicht. Man flüchtete sich in die Ecken des Saales, öffnete, um der Erstickung vorzubeugen, die Fenster und tappte dann im Dunkeln über Mauer- und Holzstücke dem Saal-Ausgange zu und die Treppe hinab. Wunderbarerweise war niemand erheblich verletzt worden. So verlief denn das äußerst gefährliche Ereignis verhältnismäßig recht glücklich.

Dem Gasthofbesitzer Reygers wurde wegen des erlittenen Unfalls von dem Unternehmer der Gasanstalt A. Sabey [= Jean Antoine Sabey, preußisch-französischer Unternehmer, Anm. d. Aut.]

eine Entschädigung an Gaskonsum im Betrage von 800 Talern zugbilligt, und die Direktion der Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft zahlte demselben, obgleich kein Brand stattgehabt und der Geschädigte keinen Anspruch erhoben hatte, aus freiem Antrieb eine Summe von 1000 Talern, was im Publikum allgemeine Anerkennung fand.“

VERBRECHENSGESCHICHTE

Nº 2

Gespräch mit einem Mörder

Freitag, 30. August 1895: Der zum Tode durch das Richtbeil verurteilte 38-jährige Hermann Strieler wartet im Gerichtsgefängnis Münster auf die Hinrichtung. Aber nicht nur er, sondern auch der 26-jährige Wilhelm Schädel. Schädel ist Strielers Arbeitskollege. Die beiden Bergmänner aus Bickern bei Wanne haben gemeinsam Ende Juni letzten Jahres Strielers Ehefrau in ihrer Wohnung ermordet. Die 40-jährige Putzmacherin bzw. Modistin Christina Strieler geborene Brands wuchs in Borken auf. Sie wohnte in Bocholt allein in einem Haus in der Gasthausstraße. Morgen früh heißt es für die beiden Mörder im Gefängnishof um 6.30 Uhr: Kopf ab!

Der Fall ist spektakulär. So spektakulär, dass Friedrich Reigers in seinem 1907 posthum erschienenen Buch „Die Stadt Bocholt während des 19. Jahrhunderts“ darüber schrieb. Allerdings ist der Fall auch nicht ganz schlüssig, wie das Dossier „Der Mordfall Christina Strieler geborene Brands“ auf den Seiten 68 ff. zeigt. Man muss sich schon selbst einen Reim auf die Geschehnisse machen wie zum Beispiel mittels eines fiktiven, also frei erfundenen Gesprächs mit einem der beiden Mörder, und zwar unter ebenso freier Anlehnung an die im Dossier gesammelten Texte und darüber hinaus an die damaligen gesellschaftlichen Gegebenheiten. Da das nachfolgende Gespräch exakt eine Stunde dauert, sollten Sie, liebe Leserinnen und Leser, auch etwa eine Stunde Lesezeit einplanen. Das Gespräch und das schmale Nebengeschehen könnten sich dabei wie folgt abgespielt haben:

Freitagabend, 30. August 1895, 6.00 Uhr. Gefängniswärter Bruno Lansky betritt Strieler's Zelle und bringt ihm auf einem Tablett die Henkersmahlzeit. Er stellt das Tablett auf den Tisch ab. Es ist alles da, was sich Strieler gewünscht hat: eine regionale Köstlichkeit, eine mittlere Schüssel mit einer dunklen, zähflüssigen Masse, eine große Kanne mit einer Flüssigkeit und, wie gewohnt, ein Becher, ein Teller, ein Tafelmesser, eine Speisegabel und ein Teelöffel. Strieler steht von der Pritsche auf. Er setzt sich auf den Stuhl vor dem kleinen Tisch. Lansky schließt die Zellentür von innen, setzt sich auf die freigewordene Pritsche und beginnt:

„Lass es dir schmecken, Strieler. Ein halbes Dutzend große Reibepfannkuchen, kross gebraten in feinstem Gänseschmalz, dazu eine mittlere Schüssel bestes rheinisches Rübenkraut und obendrein eine große Kanne süße Kuhmilch, frisch und kühl – genauso, wie du es dir gewünscht hast.“

Strieler greift sich mit den Händen hastig einen Pfannkuchen, stopft ihn ganz in den Mund, kaut vier-, fünfmal und würgt ihn herunter.

„Strieler, langsam. Du hast eine volle Stunde. Zudem hast du das Rübenkraut vergessen. Sag mal: Wieso bist du eigentlich auf Reibepfannkuchen gekommen?“

Strieler sieht ihn aus tiefliegenden, dunklen Augenhöhlen an. Der Kopf ist kahlgeschoren, das Gesicht blass. Sekundenlange Stille, dann leise:

„Meine Mutter, meine Mutter hat uns immer die leckersten Pfannkuchen von ganz Mellingshofen gemacht. Das liegt in Mülheim, wissen Sie.“ „Deine Mutter ist bestimmt in Sorge um dich.“ „Meine Mutter ist tot, mein Vater auch. Beide sind früh gestorben. Mutter: Herz, Vater: Staublunge.“ „Das tut mir leid. – Strieler, darf ich dich beim Essen etwas fragen?“ „Was denn?“ „Wie du weißt,

bin ich erst seit anderthalb Monaten hier. Seitdem hab ich dich immer wieder sagen hören: ‘Ich bin unschuldig an der Tat.’ Was meinst du damit? Man hat dich doch überführt!“ „Ja, hat man. Wissen Sie, Lansky, dahinter steckt eine Geschichte. So wie hinter allem immer eine Geschichte steckt.“

Strieler ist aufgeregt. Er räuspert sich, so als möchte er seine Stimme wieder auf normale Tonhöhe bringen.

Strieler wird rausgeschmissen

„Eine Geschichte?“ „Ja, eine Geschichte. Das Übel fing Karfreitag letzten Jahres an. Da stand abends die belgische Polizei vor meiner Tür. Die sagte, ich müsse das Land binnen 48 Stunden verlassen. Als Ausländer hätte ich an einem verbotswidrigen Streik teilgenommen. Ich dachte nach. Tatsächlich, das hatte ich, damals vor fast einem Jahr im Kohlenbecken von Mons. Im April 93 hatten sich die Kumpel dort mit denen aus dem Borinage solidarisiert. Nun hatten wir März 94. Die Regierung habe erst jetzt die Sozialisten endlich davon überzeugen können, alle ausländischen Staatsfeinde rauszuschmeißen, erklärte man mir.“

„Wofür habt ihr gestreikt?“ „Die belgischen Kumpel streikten für das allgemeine Wahlrecht. Ich war mit ihnen auf die Straße gegangen aus einer Alkohollaune heraus. Nur ein einziges Mal, denn was ging mich als Ausländer das belgische Wahlrecht an. Dabei hat mich ein Polizist aus unserem Dorf gesehen. Und schon war’s aus für mich nach über zehn Jahren als Bergmann in Belgien. Ich schnappte mir daraufhin meine Maria und unsere beiden Kinder und fuhr zwei Tage später mit dem Zug zurück nach Deutschland.“

Strieler nimmt sich einen zweiten Pfannkuchen, legt ihn auf den Teller, zerpfückt ihn mit den Fingern, tunkt die Happen in das Rübenkraut und steckt sie sich in den Mund. Im Verlauf des Gesprächs wird er alle weiteren Pfannkuchen so essen und auch mit vollem Mund sprechen wie damals bei der Mutter.

Strieler und Maria

„Ist deine Maria Belgierin?“ „Nein, Maria kommt gebürtig aus Styrum, einem Kaff bei Mülheim. Kennengelernt habe ich sie in Seraing. Da, wo ich in Belgien seit Juli 83 zuerst lebte. Die Stadt liegt südlich von Lüttich, wissen Sie. Maria, der Vater, ihre Stiefmutter und die vier jüngeren Geschwister kamen ein paar Monate nach mir in Seraing an. Sie wohnten quasi um die Ecke, über einem Café. Da Maria und ich in unserer Freizeit oft in dem Café verkehrten, kamen wir irgendwann miteinander ins Gespräch und uns auch schnell näher. Der Grund war einfach: Wir hatten ja sozusagen die gleiche Heimat – Mülheim und drumherum. Und dann passierte das: Kaum Anfang Oktober angekommen, fuhr der Vater auch schon wenige Wochen später, im November, in den Knast ein. Der Alte hatte mal wieder Scheiße gebaut. Das muss man sich mal vorstellen: Falschgeld unter die Leute bringen!“

„Falschgeld? Ist Marias Vater Lithograph oder Buchdrucker?“ „Der? Nein, wo denken Sie hin? Der ist mal dies, mal das und war zuletzt, soviel ich weiß, Glühwürmchen.“ „Was war der?“ „Na ja, Nachtwächter. So einer mit ‘ner Handlampe in der Nacht, der überall seine Nase reinsteckt. Die Pfeife! – Auf jeden Fall hatte Maria so richtig die Schnauze voll von dem. Vor allem, nachdem sie ihn im Knast besucht hatte, er dabei einen cholerischen Anfall

bekam und ihr eine Mitschuld an seiner Verhaftung gab. Und mit der Stiefmutter verstand sie sich auch nicht so recht. Maria wollte nur noch weg von der Familie. Da ich alleine lebte und wir uns mochten, sehr mochten – und ich nichts dagegen hatte, wollte sie bei mir einziehen. Dem musste der Vater zustimmen. Der saß aber im Knast und hatte daher für einige Zeit nichts zu sagen. Also bequatschte sie ihre Stiefmutter so lange und so nachdrücklich, bis die die Zustimmung in Vertretung des Alten gab. Das war ein bisschen heikel, zugegeben. Schließlich war Maria erst 16.“

„Was, 16??? Ernsthaft?“ „Ja, Herrgott, Maria war 10 Jahre jünger als ich: 16! – Meiner Vermieterin war das jedoch egal. Da war’s der Stiefmutter auch egal. Vielleicht war die auch ganz froh drum, einen Esser weniger am Tisch sitzen zu haben, jetzt, wo sich ihr Mann den Winter über die schwedischen Gardinen von innen angucken konnte. Das musste der bis April machen, um anschließend ausgewiesen zu werden. Allerdings wurde mein Kellerkabuff für uns beide schnell zu klein. Als der Alte mit seiner Familie dann wieder nach Deutschland zog und ich mir trotz eines Streits mit ihm wegen Marias Alter sicher sein konnte, dass sie bei mir in Belgien blieb, mietete ich sofort etwas Größeres, in Chèvre, einem Dorf östlich von Lüttich. Maria fand im Dorf rasch Arbeit. Sie ist Näherin. Die Tausenden von Bergleuten in den Kohlenbecken rund um Lüttich hatten großen Bedarf an Arbeitskleidung.“

Strieler und die Kinder

„Wie ging’s in Deutschland weiter?“ „Maria und die beiden Kinder brachte ich zunächst zu ihrem Vater nach Styrum. Dahin, wohin er mit der Familie nach der Haft wieder zurückgekehrt war.

Der guckte schon schräg, als er uns sah. Aber er nahm uns auf, verdächtig neugierig auf. Und so kam's dann auch: Der Alte hatte nichts Besseres zu tun, als heimlich in unseren Sachen zu wühlen. In dem Kuvert mit den Dokumenten entdeckte er, dass Maria in Belgien fünf Kinder bekommen hatte.“

„Äh, fünf Kinder? Von zwei Kindern hast du gerade gesprochen, oder?“ „Ja, habe ich. Es waren aber fünf. Alles Mädchen. Das eine kam tot zur Welt, das andere starb am nächsten Tag und eines nach nur etwas mehr als einem Monat. Tja, Lansky, der Tod ist ein treuer Begleiter.“ Strieler atmet tief ein. Sekundenlange Stille. „Nur das älteste und das jüngste Kind sind uns geblieben, meine Dinamarie und meine Louise. Die beiden sind derzeit wieder bei Marias Vater. Die Pfeife! – Dinamarie ist jetzt zehn. Sie hatte vor vier Tagen Geburtstag. Ich durfte ihr ausnahmsweise einen Brief schreiben. Nur wenige Worte. Der müsste schon bei ihr angekommen sein.“ Sekundenlange Stille. „Louises Geburtstag war im April. Sie ist jetzt zwei. Und weiß so gar nichts von mir. Und ich so gut wie nichts von ihr.“ Strieler hat Tränen in den Augen.

„Das tut mir leid, sehr leid, Strieler! Aber sag mal, was meinst du: Wird Marias Vater den Brief deiner Tochter überhaupt ausgehändigt haben?“ „Das weiß ich nicht. Zuzutrauen wäre es ihm, dass er es nicht getan hat. Denn der staunte nicht schlecht über die fünf Geburtsurkunden in dem Kuvert. Maria hatte die Kinder in nur acht Jahren bekommen. Der Alte regte sich mächtig auf: unverheiratet, fünf Kinder, eine Schande! Maria sei eine Näherin und keine Nähmatratze, wütete er, und ich eine Ficknadel. Ich musste sie und meine beiden Kinder dort schleunigst wieder rausholen. Aber ich brauchte erst mal Arbeit und dann eine Wohnung für uns.“

Strieler findet Arbeit und Wohnung in Bickern

„Maria und du, ihr habt zwischenzeitlich nicht geheiratet? Auch nicht, als sie mit 21 volljährig war?“ „Nein, da war ja noch die andere in Bocholt, die Brands. Mit der war ich verheiratet. Seit 13 Jahren. Sonst hätte ich Maria ja bereits damals mit ihren 16 Jahren heiraten können. Mit elterlichem Einverständnis gibt das Gesetz das bei Frauen her. Aber das wissen Sie ja, Lansky. Und ohne Einverständnis hätte ich für ein paar Hunderter schon einen Standesbeamten geschmeidig gemacht. So aber ging das nicht. Ich hatte ja noch die in Bocholt an der Backe. Jedoch mit der keine Kinder. Tja, keine Kinder. Die wollte sich trotzdem partout nicht scheiden lassen. Aber, wie gesagt, wichtiger waren Arbeit und eine gemeinsame Wohnung. Wegen Arbeit fragte ich meinen alten Kumpel Heringslack. Der arbeitete auf der Zeche Pluto. Die ist in Bickern bei Wanne. Ich konnte sofort als Bergmann anfangen. Mit der Wohnung war's in Bickern nicht so leicht. Letztendlich fand ich eine günstige Zweiraumwohnung mit Latrine im Treppenhaus: 35 Quadratmeter, Wohnküche, Schlafzimmer. Zu viert im Schlafzimmer, verteilt auf drei Betten und einen Kleinkindkorb: Das war verdammt eng, aber es ging.“

Strieler erwischt es eiskalt

Strieler nimmt die Kanne, schenkt sich Milch in den Becher ein und trinkt ihn in einem leer. Er hat sich verschluckt. Er hustet.

„Ist dir die Milch zu kalt?“ „Nein, die ist in Ordnung. Kalt?! Kalt ist etwas ganz anderes. Kalt ist, wenn es dich eiskalt erwischt, weil du nicht weißt, wie kalt die Gesetze sein können. Ich hatte

samstags am späten Nachmittag endlich schichtfrei. Da hämmert es an der Tür. Ich mach auf. Wen seh ich? Meinen vermeintlichen Schwiegervater mit zwei Polizisten. Das war am 2. Juni letzten Jahres. Den einen der beiden Polizisten kannte ich. Der kam aus Dümpten, so einem Kaff bei Styrum. Der war mit ihm im gleichen Karnickelzuchtverein. Der andere kam aus Bickern. Der gab mir unmissverständlich zu verstehen, dass ich die Wohnung sofort zu verlassen hatte. Es sei unsittlich und stehe unter Strafe, mit fremden Kindern zusammenzuleben.“

„Fremde Kinder?!“ „Ja, fremde Kinder! ,Da Maria nicht mit dir verheiratet ist, sind das rechtlich nicht deine Kinder, auch nicht die Marias‘, erklärte mir der Polizist. ,Nach dem Gesetz hat in eurem Fall Marias Vater die Vormundschaft über die Kinder bekommen.‘ Der Alte blökte im Hintergrund was von Schweinehund und von kaputtmachen, wenn ich Maria nicht endlich heirate. Noch am Abend zog ich aus, zunächst zu meinem alten Kumpel Heringslack. Der besorgte mir in Bickern ein paar Tage später Kost und Logis bei den Eheleuten Schädel. Das traf sich gut. So blieb ich wenigstens in der Nähe meiner Familie. Das Logierzimmer hatte ich mir mit Schädel's Bruder zu teilen, mit Wilhelm. Wir verstanden uns schnell recht gut.“

Strieler erreicht nichts

„Hast du etwas gegen die Trennung unternommen?“ „Klar! Ich musste mit der Brands reden. Am darauffolgenden Sonntag, am 10. Juni, fuhr ich sofort mit dem Zug nach Bocholt. Vom Bahnhof unweit der Rückseite des Schützenhauses bis zu ihr waren es rund zehn Gehminuten. Gegen zwölf war ich bei ihr in der Gasthaus-

straße. Ich sprach mit ihr über die ganze Situation mit Maria, den beiden Kindern und mir. Dass mich Marias Vater kaputtmachen werde, wenn ich seine Tochter nicht heirate. Dazu bräuchte ich dringend die Scheidung von ihr. „Das kommt überhaupt nicht infrage“, sagte sie zu mir. „Du weißt, warum. Komm lieber zu mir zurück.“ Und vor Marias Vater könne sie mich auch schützen. In Bocholt kenne sie den Wachtmeister Fritsch und den Kommissar Wald sehr gut. Das seien zwei sehr fähige Polizisten. Nach nur einer Stunde verließ ich das Haus wieder. Ich hatte nichts erreicht.“

Wilhelm und das Bubenstück

„Echt scheiße!“ „Ja, echt scheiße! Mein Zug fuhr erst um halb vier nachmittags. Daher ging ich ein bisschen durch die Innenstadt. Dort entdeckte ich unerwartet jemand, den ich noch aus Borken kannte. Da, wo die Brands herkam. Der war damals scharf auf sie, obwohl ich schon mit ihr ging. Ein Grenzaufseher: Uniform an, Brust raus, Nase hoch, mit'm Arsch am wackeln, Ehefrau an der Hand. Na ja, der war bereits früher ein bisschen durchgeknallt. Da ich nichts zu tun hatte, folgte ich ihm unauffällig bis zu seinem Haus vorne in der Münsterstraße. Danach ließ ich von ihm ab, ging zu Kanonen Otto, aß mir bei ihm eine Kartoffelsuppe mit Speck und fuhr wieder nach Hause.“

„Puh, nichts erreicht!“ „Na, warten Sie mal ab, Lansky. Da gibt es noch eine kleine Anekdote: Abends erzählte ich Wilhelm auf unserem Zimmer vom Tag und auch das mit dem Grenzer. Er dachte ein bisschen nach. Dann sagte er zu mir: „Ich hab ‘ne Idee, wie man der Brands einen Ehebruch als Scheidungsgrund anhängen kann.“ „Erzähl mal“, sagte ich zu ihm. „Nee, mach ich nicht“,

bekam ich zur Antwort. ‚Sag mir lieber, was du mir gibst, wenn’s klappt.‘ Wilhelm hatte seine Eltern seit vier Jahren nicht mehr gesehen. Ich versprach ihm daher eine kostenlose Zugfahrt nach Schlesien, für den Vater einen großen Kristallkrug für Bier mit Schlägel und Eisen auf dem Zinndeckel und für die Mutter einen großen westfälischen Schinken. ‚Alles klar. Wirst schon sehen‘, sagte er zu mir.“

„Was hatte Wilhelm vor?“ „Wilhelm fuhr am folgenden Samstag, am 16. Juni, in aller Herrgottsfrühe mit dem Zug nach Bocholt. Er hatte eine Flasche erlesenen Moselwein dabei, eingepackt in feinem Geschenkpapier, und ein Lichtbild von mir. Damit lauerte er dem Grenzer auf. Der verließ sein Haus gegen Mittag Richtung Innenstadt. Wilhelm sprach ihn an und zeigte ihm das Lichtbild, um sich zu legitimieren, dass er in meinem Auftrag handelte. Er gaukelte ihm vor, dass er von mir wisse, dass die Brands ihn sehen möchte. Sie habe große Sehnsucht nach ihm. Gut sei es, wenn er jetzt sofort bei ihr vorbeigehe. Die Flasche mit ihrem Lieblingswein könne er als Freundschaftsgeschenk mitnehmen. Er werde ja nicht mit leeren Händen dastehen wollen. Der Grenzer war begeistert, vergaß, dass er verheiratet war, und tat genau das, wozu ihn Wilhelm angestiftet hatte. Verrückt, nicht wahr?! Aber, wie gesagt, der hatte schon immer einen Knall. Nach nur einer Viertelstunde bei der Brands kam er mit hochrotem Kopf wieder raus. Wilhelm sprach ihn erneut an. ‚Arschloch!‘ bekam er zur Antwort.“ Strieler und Lansky lachen.

„Ein echtes Bubenstück. Leider fehlgeschlagen. Was hast du dir dann überlegt?“ „Scheiße habe ich mir überlegt, echte Scheiße. Und auch das mit dem Bubenstück war scheiße. Nachdem man die Brands montags tot aufgefunden hatte, fiel der Verdacht auch sofort auf den Grenzer. Der erschoss sich noch am gleichen Tag. Mit

dem Revolver durch den Mund in den Kopf. Zehn Kinder hinterließ der. Herrjemine, wie kann man nur so etwas machen?! So einer ist doch nicht ganz dicht, oder?! – Scheiße war vor allem die Ehe mit der Brands. Dadurch ist es erst zu der ganzen Scheiße gekommen.“

Strieler lernt die Brands kennen

„Aber ihr müsst euch doch mal irgendwann verstanden haben, oder?“ „Ja und nein. Wir lernten uns im Frühsommer 80 in der Kneipe ihres Bruders Heinrich in Borken kennen. Wissen Sie, Lansky, wir jungen Kumpel fahren sonntags gerne mit dem Zug aufs Land, mal hierhin, mal dorthin. In etlichen Gastwirtschaften gab es nachmittags Musik und Tanz. Auch bei ihrem Bruder in der Goldstraße. Ein magischer, geradezu bezeichnender Name für eine Straße, nicht wahr, Lansky?!“ Strieler lacht in sich hinein. „Wir erhofften uns, ein Mädchen kennenzulernen, möglichst eine gute Partie zum Beispiel von einem dicken Bauern.“

„Wie war das mit dem Kennenlernen?“ „Sie fiel mir sofort ins Auge: Sie sah gut aus, war fein herausgeputzt, aufmerksam, wenig. Sie konnte sich schnell mit jedem. Das hätten Sie mal sehen sollen, wenn sie hinter der Theke ihres Bruders aushalf oder auf der Tanzfläche stand. Für mich war sie irgendwie ‘ne Nummer zu groß, unerreichbar. Deshalb versuchte ich es erst gar nicht bei ihr.“

„Und dennoch habt ihr zusammengefunden. Wie hast du das gemacht?“ „Ich? Eigentlich habe ich gar nichts gemacht. Sie, ja, sie interessierte sich nach einiger Zeit für mich. Warum, wusste ich nicht. Aber es schmeichelte mir. Ich hielt mich ab da an für etwas Besonderes. Ich wagte mich vor und machte ihr nach wenigen Mo-

naten einen Heiratsantrag. Na ja, das war von mir ein bisschen berechnend, zugegeben. Als Modistin verdiente sie recht gut. Sie hatte daher einiges gespart. Zudem erwartete sie eine größere Mitgift. Ihr Vater hatte eine gutgehende Schmiede. Im November 80 heirateten wir. Die Arbeit als Bergmann musste ich vorher aufgeben. Sie wollte keine Fernbeziehung. Daraufhin nahm ich in Borken eine Stelle als Bahnarbeiter an. Nach der kirchlichen Trauung zog ich in ihr Zimmer über der Kneipe ein. Das sollte nur vorübergehend sein.“

Strieler und die Brands mieten ein Haus

„Ein Zimmer zu zweit, ihr plantet etwas Größeres?“ „Ich nicht. Die Brands plante etwas Größeres. Sie wollte sich mit einem geräumigen Modeatelier selbstständig machen, möglichst mit Wohnung darüber. Nicht in Borken. Das war ihr zu klein. Bocholt sollte es sein. Nun ja, das war nicht von der Hand zu weisen. Bocholt: über 10.000 Einwohner, jede Menge Industrie, viele Geschäfte, gute Einkaufsmöglichkeiten. Dort war so manche Mark zu machen.“

„Wie seid ihr dann nach Bocholt gekommen? Hattet ihr sofort ein Modeatelier?“ „Nein, die Brands wollte erst mal die Lage in Bocholt vor Ort auskundschaften. Von Borken aus ging das schlecht. Zwischen den beiden Städten gab es ja noch keine direkte Eisenbahnverbindung. Dann hätte man mal eben schnell hin- und herfahren können. Da traf es sich gut, dass mein alter Kumpel Heringslack mit einer aus Bocholt ging: die Helene Neuhaan. Die wohnte hinter der Osterstraße, in der Gasthausstraße. ‚Dort steht ein Haus zur Vermietung frei‘, sagte die uns.“

„Und das habt ihr euch dann angeguckt?“ „Ja, das guckten wir uns mit dem Vermieter an. Ein altes, sehr altes Haus, eher ein Häuschen. So eins, wie es meine Eltern in Mellinghofen hatten. Nichts Besonderes. Aber das nahmen wir. Es sollte ja nur etwas Vorübergehendes sein. Wenn man durch die Vordertür hereinkam, stand man sofort in der Wohnküche mit Treppe nach oben. Rechts von der Küche befand sich ein kleinerer Nebenraum. Oben dann zwei weitere Räume. Zur Latrine im Hof ging's durch die Hintertür in der Wohnküche. Der Nebenraum unten sollte das Arbeitszimmer der Brands werden. Oben über der Wohnküche ein Schlafzimmer für uns. Das andere Zimmer als Stauraum unter anderem für ihre Stoffe, Accessoires und den ganzen Rummel. Da ich mit der Heirat als Mann vom Gesetz her gewissermaßen zum Verwalter des ehelichen Vermögens geworden war, hatte ich den Mietvertrag zu unterschreiben.“

Strieler und der Anfang vom Ende

„Wie habt ihr euch in eurem Häuschen eingelebt?“ „Das mit der Brands war eine schwierige Beziehung. Dem Anfang wohnte schon das Ende inne. Ich hatte in Bocholt Arbeit auf dem Lager einer Herdfabrik gefunden. Meine Arbeitstage waren übliche Tage. Nichts Besonderes. Die Brands dagegen war ehrgeizig, zielstrebig, knüpfte sofort Kontakte mit allen in der Straße, mit den Inhaberinnen der wenigen kleineren Modegeschäfte und den Stoff- und Accessoire-Händlern in der Stadt und natürlich, als wenn's noch nicht genug gewesen wäre, mit den Vertretern der Pfarre. So schnell, wie die Kontakte knüpfte, konnte ich gar nicht gucken. Für die Brands gab es einfach überall etwas zu tun. Das brachte Geld, klar.“

„Geld ist immer gut, oder? Und dir hat das gefallen, stimmt’s?“
„Pah, mir wurde das alles schnell zu bunt. Solch ein Leben war ich nicht gewohnt. Wenn ich sie darauf ansprach, hatte sie immer gute Begründungen. Und die waren durchdacht. Das muss ich sagen. Tja, denken konnte die. Die las ja auch Zeitungen, Bücher, Illustrierte und so. Und dann war da noch ihr Bibelkreis. Nicht, dass sie besonders gläubig gewesen wäre. Aber die Kontakte, verstehen Sie, Lansky! Ich kam da irgendwie nicht mehr mit. Und obwohl ich als Mann vom Gesetz her das Sagen hatte, wusste ich gar nicht, was ich ihr hätte sagen sollen können. Für einen Mann ist das echt scheiße.“

„Du hast dich also gar nicht wohlfühlt?“ „Nein, nicht so recht. Unmittelbar nach der Arbeit ging ich immer öfter in die Kneipe. Dort trank ich mir dann einen. Irgendwann soff ich, schmiss Lokalrunden. Geld hatte ich nie dabei. Ich ließ anschreiben, großzügig anschreiben. Die Brands musste mich dann immer auslösen. Wie man das am besten machte mit Nachlass und so, quasi Rabatt, wusste die genau. Die hatte bei ihrem Bruder in Borken gelernt! Abends stritten wir dann oft. Es flogen auch schon mal die Fäuste. Nun ja, bei mir. Sie schlug mit der flachen Hand zurück.“

Strieler geht ohne ein Wort

„Sie schlug zurück? Hast du es ihr dann gezeigt?“ „Ach was! Das hätte keinen Zweck gehabt. Manchmal verschwand ich danach für ein paar Tage oder auch mal für ‘ne Woche oder zwei. Dann wohnte ich beim Hönrig auf dem Petersfeld am Rosenberg. Der war auch Bergmann. Allerdings nur so’n halber: Tagelöhner im Berg-

bau. Der fuhr nur dann mit dem Zug zur Zeche, wenn er dringend Geld brauchte. Ansonsten Hühnerdiebstähle und solche Sachen. Wurde ein paar Mal erwischt. Nur kleine Strafen, keine großen.“

„Seid ihr miteinander klargekommen?“ „Ja, sehr gut sogar. Dem erzählte ich natürlich von der Brands und mir. Der faule Sack war gar nicht so dumm. Der kannte sich mit den Gesetzen gut aus. Na ja, wenn man so oft wie er mit dem Gesetz in Berührung gekommen war, blieb das gar nicht aus. Der sagte zu mir: ‚Überleg dir mal genau, weshalb die Brands ausgerechnet dich geheiratet hat.‘ Mir schwante was. Die brauchte ‘nen Mann, na klar. Aber was für einen? Einen, der vielleicht ein bisschen unbeleckt war? Einen, der ihr daher die vielen Dinge unterschrieb, an die sie ohne Ehemann vielleicht viel schwerer oder gar nicht herankäme? ‚Die Gesetze sind für die Männer da, nicht für die Frauen‘, gab mir Hönrig zu bedenken.“

„Du fühltest dich hintergangen?“ „Ja, das tat ich. Ich dachte an Scheidung. Mein Inneres war durcheinandergeraten. Ich ging wieder zu der Brands zurück. Ich verließ sie wieder, zog zum Hönrig. Sie holte mich beim Hönrig wieder ab und ich verließ sie wieder. So ging das über zwei Jahre hin und her. Und zwar nur deshalb, weil sie die Scheidung partout nicht wollte. Wobei die so einfach gewesen wäre: Wir hatten keine Kinder. Sie hätte nur zustimmen müssen. Wollte sie aber nicht. ‚Eine Scheidung schadet meinem Ansehen. Was sollen die Kunden von mir denken? Am Ende bleiben sie weg!‘, palaverte sie.

Eines guten Tages kam sie mir damit um die Ecke, dass sie mit dem Pfarrer über uns gesprochen habe. Der biete im Pfarrhaus 6-Augen-Gespräche zur Förderung des ehelichen Wohlergehens an. Ich dachte bei mir: ‘Was weiß der schon über Frauen? Hat ja selbst keine. Aber mal gucken, was der denn so zu sagen hat.‘ Und

der hatte 'ne Menge zu sagen! Wir kamen kaum dazwischen. Beim dritten Mal bekamen wir von ihm noch so richtig die Leviten zu lesen. Sie saß da kreidebleich und ich mit dickem Hals. 'Das kannst du vergessen', sagte ich mir. Und genau das tat ich auch. An einem Sonntag im Juli 83, als die Brands im Gottesdienst war, packte ich meine sieben Sachen, ging zum Bahnhof und fuhr mit dem Zug nach Belgien. Ohne ein Wort, ohne eine Nachricht. Hauptsache weit weg.“

Strieler und die Unterschriften

„Und die Brands wusste nicht, wo du warst.“ „Von wegen! Nach ein paar Monaten in Belgien klopfte es eines Tages an meiner Tür. Da stand die Brands. ‚Woher hast du meine Adresse?‘, fragte ich sie. ‚Von der Polizei‘, war die Antwort. Die belgische Fremdenpolizei hatte nämlich wegen mir bei der Polizei in Bocholt nachgefragt. Die wollten keine Verbrecher im Land haben. Versteht sich! Auf jeden Fall erfuhr sie so, wo ich wohnte. Ein-, zweimal jährlich hatte ich ab da die Brands auf der Matte stehen.“

„Weil du zurückkommen solltest?“ „Ja und nein. Sie kennen das, Lansky: Es gibt immer etwas Amtliches, das nur der Ehemann unterschreiben darf, nicht die Ehefrau. Ich gab ihr die Unterschriften. Hauptsache sie war schnell wieder weg. Zudem wollte ich keine amtliche Klage gegen mich riskieren wegen einer verweigten Unterschrift. ‚Nur nicht in Belgien als Ausländer auffallen‘, dachte ich bei mir. Die waren nämlich mit dem Abschieben gut dabei. Aber das hatte ich ja schon erzählt. – Andererseits nahmen es die Belgier bei wirklich privaten Angelegenheiten dann doch nicht so genau.“ Strieler lacht.

„Warum lachst du? Erzähl mal!“ „Nun ja, zweimal haben die mich wegen der wilden Ehe mit Maria zu Haftstrafen verurteilt. Die waren allerdings nur ganz kurz, nur wenige Wochen, und obendrein auf Bewährung. ‚Das Ganze ist rein symbolisch. Damit wird lediglich den Gesetzen Genüge getan. Konsequenzen hat das nicht!‘, versicherte mir mein Pflichtverteidiger. So konnte ich weiterhin mit Maria zusammenleben und brauchte auch die Strafen nicht absitzen. Die wollten mich lieber unten im Schacht malochen sehen, als oben faul auf dem Sack im Knast liegen!“ Strieler lacht laut und hämisch.

„Das ist ja ein Ding! Diese Belgier, diese Mischung aus Holländern und Franzmännern. Das kommt dabei rum!“ Lansky grinst. „Und der Brands hast du alles unterschrieben, was sie dir vorlegte?“ „Nein! Unterschriften für eigene Rechtsgeschäfte bekam die Brands natürlich nicht von mir. Das hielt den Scheidungsdruck aufrecht. Von einer Scheidung wollte sie allerdings nichts wissen. Selbst als sie zum allerersten Mal sah, dass Maria und ich ein gemeinsames Kind hatten. Es gehörte nicht zu ihrem Naturell, die Dinge einfach mal zu akzeptieren und in etwas einzuwilligen. So blieb sie an ihr Häuschen gebunden. Ohne meine Zustimmung konnte sie nichts Größeres unternehmen. Wie dem auch sei: Im März 94 flog ich aus Belgien raus wegen einer einzigen Teilnahme an einem Streik. Damit fing die ganze Scheiße an.“

Strieler und die Scheidungsgründe

„Um wieder mit deiner Familie zusammenleben zu können, brauchtest du also dringendst die Scheidung!“ „Genau! Ich wusste nicht mehr weiter und besprach mich mit Wilhelm. Dabei erzählte ich ihm

von den vier gesetzlich anerkannten Scheidungsgründen, die mir damals der Hönrig aufgezählt hatte. Das verflixte daran: Beide Seiten müssen zustimmen. Stimmt eine nicht zu, ist nichts mit Scheidung.“

„Was sind das für Gründe?“ „Keine Kinder: Das war für die Brands kein Grund. Ehebruch: Maria und die Kinder waren für sie auch kein Grund. Gegenseitige Abneigung: Auch kein Grund. Dem anderen nach dem Leben trachten: Das kam für mich überhaupt nicht infrage.“

Wilhelm hat eine Idee von Furcht und Schmerz

„Aber genau das hast du doch getan, oder?“ „Jein! Die Sache ist die: Wilhelm grübelte, als ich ihm den letzten Punkt nannte. Dann sagte er zu mir, er habe eine Idee. ‚Hoffentlich nicht schon wieder so ein Bubenstück‘, dachte ich bei mir. ‚Nach dem Leben trachten‘ heiße nicht, das Leben eines anderen zu beenden, begann Wilhelm. Sonst müsse es ja heißen ‚den anderen töten‘. Sei der andere aber tot, so brauche man keinen Scheidungsgrund mehr. Das klang verdammt theoretisch, aber auch irgendwie einleuchtend.“

„Auf was wollte Wilhelm hinaus?“ „Genau das fragte ich ihn auch.“ „Und?“ „Die Brands müsse um Leib und Leben fürchten, indem man ihr etwas sehr Scheußliches antue. Dabei müsse der Körper letztendlich unversehrt bleiben wie zum Beispiel nach einer vollständigen Genesung. Wichtig sei, so Wilhelm, Geist und Seele der Brands durch eine erlebte Furcht und körperlichen Schmerz so sehr zu schwächen, dass sie endlich in die Scheidung einwillige. ‚Das Ganze kann man auch als Mordversuch missverstehen‘, hielt ich dagegen. Damit das nicht passiere, müsse es einen Zeugen dafür geben, dass die mutmaßliche Tötungsabsicht

nur vorgetäuscht gewesen sei. Zeuge könne er sein. „Und wenn die Sache in die Hose geht?“, fragte ich ihn. Dann sei das im schlechtesten Fall fahrlässige Tötung mit nur ein, zwei Jahren Haft, vielleicht sogar nur ein paar Monaten. „Woher weißt du das alles?“, fragte ich ihn. „Zeitung lesen, Kumpel, Zeitung lesen!“, antwortete er.“

Strieler und die Ratten

„Täuschung, Mordversuch, fahrlässige Tötung: Das alles klingt nicht sehr beruhigend!“ „Puh, ja, das war auch für mich starker Tobak. Die Theorie als solche war nicht schlecht. Aber was sollte dieses Scheußliche sein? Mir fiel nichts ein. Eines Abends sah ich eine Ratte über die Straße rennen. Da kam es mir. Früher in der Gasthausstraße hatten wir hin und wieder auch mal ‘ne Ratte im Haus. Was nicht ausblieb. Es war nun mal eben ein sehr, sehr altes Haus. Da kriegt man nicht alles dicht.“

„Ekelhafte Dinger. Wie seid ihr die losgeworden?“ „Die Brands legte immer mit ein paar Tropfen Rattengift versehene Brotköder aus. Wenn die Ratte nicht allzu schlau war, fraß sie davon. Sofort kaputt waren die wenigsten von denen. Sie drehten sich um sich selbst. Sie schleppten sich schwerfällig über die Dielen. Oder rannten weg, wenn man auf sie zukam, so, als wenn sie nie von dem Gift gefressen hätten.“

„Was habt ihr mit den halbtoten Ratten gemacht?“ „Ich nichts. Ich hab mich auf den Stuhl gesetzt, ‘ne Flasche Bier geöffnet und ihnen beim Krepieren zugesehen. Die Brands hat das immer gemacht, das mit dem Gnadenstoß. Sie nahm sich den langen, eisernen Schürhaken vom Herdofen und schlug damit ein-, zweimal

kräftig auf die Ratte ein. Kaputt war sie. Mit dem Haken bugsierte die Brands die Ratte anschließend auf die kleine Kohlenschaufel für den Herd, öffnete die Herdplatte und schmiss das Tier ins Feuer. 'Fahr zur Hölle!', sagte sie dann immer.“ „Ins Feuer?“ „Ja, ins Feuer. Ich wollte ihr mal behilflich sein und die tote Ratte in die Latrine werfen. ‚Das kommt überhaupt nicht infrage. Ich werde mich nicht mit dem Arsch über eine Ratte setzen‘, bekam ich zur Antwort.“ Strieler und Lansky lachen.

Strieler und das Gift

„Witzig! Aber was genau hattest du mit der Brands vor?“ „Mir stellte sich die Frage, wie hoch die Giftdosis sein müsse, um sie auszumanövrieren. Wohlgemerkt: ausmanövrieren, nicht töten. Rattengift gibt's in der Apotheke. Deshalb fragte ich einen Apotheker nach der tödlichen Dosis. Der sah mich mit großen, neugierigen Augen an. ‚Ich hab Kinder zuhause‘, log ich ihn an. ‚Ich will nicht, dass ihnen etwas passiert.‘ Er glaubte mir und erklärte mir die Dosis. Je Kilogramm Körpergewicht so und so viel Milliliter. Die Brands wog ungefähr 50 Kilo, schätzte ich. Die deutlich spürbare, aber nicht tödliche Dosis musste bei so und so viel Milliliter liegen, rechnete ich aus. Aber wie sollte ich ihr das Gift verabreichen? Ich dachte nach. Dann hatte ich einen Plan.“

Strieler hat einen Plan

„Einen Plan?“ „Ja, einen Plan! Am 29. Juni, einem Freitag, fuhren Wilhelm und ich sofort nach der Schicht mit dem Zug nach

Bocholt. Eine unangenehme Fahrt. Draußen war es seit Tagen tropisch heiß. In den Waggons war es warm und stickig. Die Fensterscheiben waren fest eingekittet und ließen sich nicht öffnen. Schweißgebadet kamen wir gegen vier am Bahnhof an. Jeder von uns hatte einen kleinen Umhängebeutel dabei. In die hatten wir eine Literflasche Wacholder gesteckt, drei Pfund Kartoffeln, ein Pfund Schmalz, eine große Seite fetten Speck, ein Dutzend Eier, eine Literflasche Milch und ein Fläschchen Rattengift.“ „Du hast also tatsächlich Rattengift gekauft?“ „Ja, eines dieser größeren Fläschchen mit rotem Totenkopf auf dem Etikett, darunter zwei gekreuzten roten Knochen und wiederum darunter einer fetten Ratte.“

„Den Wacholder hätte ich gerne gehabt, das Rattengift nicht!“ „Ach Lansky! – Bevor wir zu der Brands gingen, tranken wir uns wegen der Hitze erstmal bei Kanonen Otto ein paar kleine Helle. Aber nicht zu viele, wir wollten ja nicht angeschickert bei der Brands ankommen. Gegen sechs klopfen wir dann bei ihr an. Ein kleiner schwarzer Hund mit einem Knüppel in der Schnauze schaute uns interessiert zu. Die Brands war zuhause und öffnete uns. Als sie mich sah, war sie ganz baff. Ich stellte ihr Wilhelm vor. Den kannte sie ja noch nicht. Und nannte ihr den Grund des vermeintlichen Besuchs. Wilhelm und ich wollten uns morgen, also samstags, Bocholt angucken. ‚In der Zwischenzeit hat sich ja so vieles verändert und Wilhelm ist noch nie hier gewesen‘, log ich sie an. Die Zeit hätten wir wegen einer Freischicht auf der Zeche. Morgen Spätnachmittag solle es wieder zurückgehen. Die Frage sei, ob wir bei ihr übernachten könnten. Die Gasthöfe und Hotels seien uns nämlich zu teuer. Für den Abend hätten wir auch etwas mitgebracht. Wir nahmen die Umhängebeutel ab und ließen sie nur kurz reingucken. Sie musste ja nicht das Rattengift unten in mei-

nem Beutel sehen. 'Kommt rein', sagte sie zu uns. 'Ihr könnt oben im zweiten Zimmer schlafen'.

„Überaus gastfreundlich, deine Brands. Ging's so weiter oder gab's Streit?“ „Nein, keinen Streit. Sie nahm vom Tisch in der Wohnküche schnell ein Kleid weg und brachte es in den Nebenraum, ihrem Arbeitszimmer. 'Das Kleid überarbeite ich gerade für die Frau von dem Pottmeyer, dem mit dem Restaurant in der Ravardistraße. Heute gebracht, soll's morgen Mittag schon fertig sein. Das kostet. Diese Pottmeyers: nette junge Leute von Welt mit zu viel Geld!', scherzte sie. 'Die arbeitet ja für noble Kreise', dachte ich bei mir.

„Deine Brands war also immer noch so geschäftstüchtig wie eh und je?“ „Scheinbar, scheinbar, obwohl es in ihrer Wohnung nicht unbedingt danach aussah. – Wie dem auch sei: Wir setzten uns zu dritt an den freigeräumten Tisch. Themen waren unsere Fahrt und die Hitze. Drinnen war es noch wärmer als draußen. Die Brands hatte den Herdofen angemacht. Sie wollte sich etwas kochen. 'Das brauchst du nicht', sagte ich zu ihr. 'Du musst dich um nichts kümmern. Wilhelm und ich machen Bratkartoffeln und Rührei.' Durst hätten wir und fragten, ob sie in der Zwischenzeit nicht ein paar kühle Flaschen Bier holen könne, am besten bei der Gastwirtin Bonhoff. Die habe nämlich das erfrischende Bitterbier da. Das tue gut bei der Hitze und kühle den Körper ab. 'Das ist eine gute Idee', sagte die Brands. Hinter der Treppe in der Wohnküche standen zwei Flaschenträger für je sechs Halbe. Die schnappte sie sich. Nach etwa einer halben Stunde war sie wieder da. Bis zu der Bonhoff und zurück hätte sie das leicht in einer Viertelstunde schaffen können. 'Irgendwo wird sie sich bestimmt wieder verquatscht haben', dachte ich bei mir.“

Strieler und das Stichwort

„Tja, Strieler, Bier und Quatschen: Da sind die Männer nicht unbedingt besser als die Frauen, oder?!“ „Wie dem auch sei, Lansky, Wilhelm und ich hatten das Essen unterdessen bereits ziemlich weit vorbereitet. ‚In zehn-, fünfzehn Minuten kann es losgehen‘, sagte ich. Dann habe sie ja noch Zeit. Sie müsse mal eben auf die Latrine. Auf dieses Stichwort hatte ich gewartet. Ich stellte eilig drei Flaschen Bier auf den Tisch, öffnete die Bügelverschlüsse und füllte Rattengift in eine der Flaschen. Die anderen beiden tranken Wilhelm und ich schnell bis zur Hälfte leer. Wenn sie von der Latrine wiederkam, sollte sie sofort erkennen, welche Flasche ihre war, nämlich die volle. Gesagt, getan: Genauso geschah es auch. Sie nahm sich die Flasche, prostete uns zu, setzte sie an den Mund an, trank sie in einem ebenso bis zur Hälfte leer und sagte: ‘Lecker!’“

„Was hat die Brands gesagt? Lecker? Ich glaub’s nicht!“ Lansky lacht. „Doch! Ich staunte selbst nicht schlecht. Ich hatte etwas anderes erwartet. Darauf hatte ich mich extra vorbereitet: Hitze, folglich ein etwas anderer Geschmack und so. Kurz darauf war das Essen fertig. Wir aßen, tranken, redeten, gingen zur Latrine. Und wieder zur Latrine, und nochmals zur Latrine, je mehr wir getrunken hatten. Die Brands bekam nach jedem Pinkelgang ein bisschen mehr Rattengift ab. Gegen halb zehn war das Bier alle, die Wacholderflasche dreiviertel leer. Jeder von uns, auch die Brands, hatten sich vier Halbe reingezogen und einen Viertelliter Fusel. Trinken konnte die. Die hatte bei ihrem Bruder gelernt, wie ich bereits sagte. Und die Brands hatte vor allem eines: Sie hatte sich unemerkt die von mir berechneten Milliliter Rattengift reingekippt. Genau so viel – oder so wenig, dass es ihr Körper unbeschadet überstehen musste.“

Strieler blutet

„Und dann hieß es bestimmt ‚ab ins Bett?‘“ „Ja, wir hatten ja nichts mehr zu trinken.“ „Kenn ich!“ „Um zehn gingen wir nach oben, um zu schlafen. Die Brands in unser altes Eheschlafzimmer. Wilhelm und ich in den Rummelraum gegenüber. Dort lagen ein paar Säcke mit Stroh zum Auswechseln der Matratzenfüllungen. Wir legten uns auf die Säcke und schliefen sofort ein. Der Alkohol und die Hitze, vor allem die oben unterm Dach, hatten uns geschafft. Irgendwann hörte ich in der Nacht jemanden kotzen. Das Geräusch kam von unten aus der Wohnküche. Wilhelm war's nicht. Der lag neben mir. ‚Dann ist das die Brands‘, sagte ich mir. Morgen früh würde ich ihr vom Rattengift erzählen, der bedrohlichen, aber nicht tödlichen Dosis und dass Wilhelm mein Zeuge dafür sei, dass ich ein Tötungsdelikt nie geplant, sondern nur vorgetäuscht hatte. Ich war guter Dinge und schlief weiter.“

„Nichts geht über einen guten Alkoholschlaf!“ „Der nicht lange dauerte. Auf einmal spürte ich einen harten Schlag auf meiner rechten Schulter, dann einen zweiten, dann einen auf meinem Brustkorb. Ich schrie auf und sah mit meinen schlafvernebelten Augen die Brands im weißen Nachthemd vor mir stehen. In der Rechten eine Handlampe, in der Linken den Schürhaken des Herdofens. Unwillkürlich kreuzte ich die Arme vor meinem Gesicht. Jetzt bekamen es meine Unterarme mit voller Wucht ab. Ich schrie wie am Spieß, nahm die Arme wieder herunter, um mich zu wehren. Da erhielt ich einen Schlag auf die Stirn. Blut rann in mein linkes Auge. Wilhelm wurde wach und versuchte, die Brands aufzuhalten. Dabei traf ihn ein Schlag am rechten Ohr.“

„Eine richtig schlagfertige Frau, die Brands!“ Lansky grinst. „Hä? Auf jeden Fall: Plötzlich begann die Brands zu würgen. Sie

spie kurz auf die Dielen, drehte sich um und lief schnell die Treppe herunter. Wilhelm wütend hinterher. Ich versuchte, aufzustehen. Die Schläge mit dem Schürhaken taten verdammt weh. Ich hörte Wilhelm unten noch ein paarmal vor Schmerz schreien. Er schien es mit der Eisenstange mächtig abzubekommen. Dann vernahm ich ein Röcheln. Ich riss mich zusammen, stand endlich auf und ging die Treppe vorsichtig herunter. Ich konnte ja nur auf einem Auge sehen. Das andere war immer noch blutgetränkt. Zudem war das Licht in der Wohnküche schlecht. Es kam von einem Kerzchen. Ich versuchte mit dem einen Auge, meinen Blick zu schärfen. Da sah ich Wilhelm die Brands mit beiden Händen von vorn würgen. Er versuchte, ihr die Kehle mit den Daumen zuzudrücken. Sie schauten sich gegenseitig an. Das mussten sie jetzt schon seit Minuten getan haben. Auge in Auge: Ein grausamer Anblick, für beide. Wilhelm wimmerete: „Hilf mir, hilf mir. Verdammt, hilf mir!“

Strieler ist nervös

„Du bist dazwischengegangen?“ „Nein, wäre ich mal. Ich huschte eilig an ihnen vorbei. Ich brauchte dringend einen Lappen, um mir das Blut von der Stirn und aus dem Auge zu wischen. In der Kochecke fand ich ein Handtuch. Mit dem machte ich mich mit einem kurzen Handstreif sauber. Da ich hinter der Brands stand und mich Wilhelm mit seinem Gewimmer geradezu wahnsinnig machte, schlang ich ihr das Handtuch, ohne lange nachzudenken, kurzerhand um den Hals und zog es so lange und so fest zu, bis sie zu Boden sackte. Da lag sie in ihrem weißen Nachthemd. Tot. Die Augen weit aufgerissen. Was für eine Scheiße! Das hatte ich nicht gewollt. Ich fragte mich, ob es das wirklich wert gewesen sei, um

wieder mit Maria, meiner Dinamarie und meiner Louise zusammenleben zu können. Und fand keine Antwort. Mein Gehirn fuhr Karussell. Wilhelms scheinbar auch. Minutenlang sagten wir nichts, guckten uns nicht an. Mit gesenkten Köpfen schauten wir auf die tote Brands. Und die starrte die Decke mit ihren großen toten Augen an.“

„Furchtbar, die starren Augen der Toten!“ „Ja, den Anblick muss man erst mal wegsputzen. Auf dem Tisch stand noch die viertelvolle Flasche Wacholder. Die schnappte ich mir, nahm einen kräftigen Schluck und gab sie Wilhelm. Der machte die Flasche leer. Ich warf einen Blick durch den Raum. Auf der Anrichte lag mein Umhängebeutel. Daneben stand das leere Fläschchen mit dem Rattengift. Der Beutel war angekotzt. Das war der Brands in der Nacht wohl versehentlich passiert. Beim Reinigen des Beutels musste sie dann das Fläschchen entdeckt haben, reimte ich mir zusammen. Wilhelm unterbrach meine Gedanken. ‚Und jetzt?!‘, fragte er verzweifelt. ‚Und jetzt, und jetzt, und jetzt weiß ich auch nicht!‘, antwortete ich ihm nervös.“

„Du warst nervös? Wäre ich auch gewesen, Strieler!“ „Ja, ich war nervös. Dennoch sah ich mir die Brands mit der Handlampe genauer an. Am Hals hatte sie richtig große rote, teilweise blutunterlaufene Druckstellen. Jeder würde sofort erkennen, was mit ihr geschehen war. Eine Lösung musste her. Nichts sollte nach Mord aussehen. Ich schloss ihr erst mal die Augenlider. So konnte ich besser nachdenken. Hals, Druckstellen! Die Lösung war: Seilschlinge, Erhängen, Selbstmord! Mir fiel die Kordelleine für die Wäsche ein. Stabiles Material. Sie hing aufgewickelt hinter der Treppe. Im Nebenraum, ihrem Arbeitszimmer, hing die Zimmerlampe an einem außergewöhnlich dicken Deckenhaken. Warum der so dick war, wusste niemand, noch nicht einmal damals unser Vermieter.“

Strieler ist erleichtert

„Tja, Strieler, was wissen Vermieter schon über das, was sie vermieten? Oftmals nur wenig oder gar nichts!“ Strieler nickt. „Auf jeden Fall sah ich mir den Haken mit der Handlampe noch mal eigens an. Er schien mir fürs Aufhängen der Brands geeignet zu sein. Wir schleppten sie folglich von der Wohnküche in den Nebenraum. Wilhelm fasste sie an den Füßen, ich unter den Armen und legten sie dort vorübergehend auf den Dielen ab. Dann holte ich die Kordelleine und verknotete die beiden Enden miteinander. So hatte ich aus der dünnen Einfachleine eine dickere Doppelleine gemacht. Die Doppelleine war nicht nur belastbarer, sie passte auch besser zu den breiten Druckstellen am Hals der Brands. Da die Decken der Räume sehr niedrig waren, musste ich meine Arme nur nach oben ausstrecken, um die Zimmerlampe abzunehmen, damit ich das eine Ende der Leine durch den Haken ziehen konnte. Als Nächstes knotete ich das andere Ende zu einer Schlinge, legte sie ihr um den Hals und zog sie hinten fest zu. Gemeinsam richteten wir anschließend die Brands auf. Wilhelms Aufgabe war es nun, die Brands, um sie besser ausrichten zu können, von vorne ein bisschen hochzuheben, etwa zwanzig Zentimeter über den Dielen.“

„Das wird ihm nicht gefallen haben so dicht an dicht, oder?!“ „Nein, natürlich nicht. Es war nun mal so, dass er ihr dabei wieder unmittelbar ins Gesicht schauen musste, minutenlang. Tränen über Tränen liefen ihm beim Anblick herunter. ‚Da muss er jetzt mal durch‘, dachte ich bei mir. Es dauerte nicht allzu lange, bis der Knoten am Haken fertig war. Die restliche Leine hinter dem Knoten schnitt ich nicht ab. Die ließ ich bis auf die Dielen herunterbaumeln. ‚Du kannst die Brands langsam sacken lassen‘, sagte ich zu

Wilhelm. Wir sahen uns das Ergebnis an. Echte Maßarbeit: Zwischen den Zehenspitzen und den Dielen war etwa eine Handbreit Luft. Besser ging's nicht. Unmittelbar hinter ihr stellte ich die kleine Fußbank auf, die in ihrem Arbeitszimmer stand. Sozusagen als Sprungbrett. Der perfekte Selbstmord! Zwar war ich immer noch mächtig nervös, jetzt aber auch irgendwie erleichtert.“

„Du warst erleichtert. Wilhelm auch?“ „Nein, das konnte ich von Wilhelm gar nicht sagen. Er weinte in einem durch. Armer Kerl! Wir verließen den Raum und zogen die Tür hinter uns zu. Draußen wurde es heller. Ich schaute auf die Taschenuhr: zwanzig nach vier. Spätestens um fünf sollten wir raus sein, damit uns niemand sähe. Gegen halb sechs machten sich nämlich schon viele zu Fuß oder mit dem Fahrrad auf den Weg zur Arbeit in die Fabriken. Wir durften demnach keine Zeit verlieren. Was noch gemacht werden musste, war: Aufräumen. Es musste alles so aussehen, als ob die Brands nie Besuch gehabt hätte. Wir spülten die Pfannen, die Teller und das Besteck. Die Essensreste warfen wir in die Latrine. Die leeren Bierflaschen und die leere Wacholderflasche ließen wir dagegen stehen. Alkohol und Selbstmord: Das passte zusammen. Viertel vor fünf waren wir fertig. Wir schnappten uns unsere Umhängebeutel. Das leere Giftfläschchen steckte ich in die Jackentasche. Wir wollten gerade das Haus verlassen, da machte es im Nebenraum laut ‚rumms‘.“

Strieler ist sprachlos

„Du meinst, es knallte etwas auf die Dielen?“ „Was es war, wusste ich nicht. Wilhelm erstarrte vor Schreck zur Säule. Ihm liefen schon wieder die Tränen herunter. Zumindest ich sollte nachgu-

cken. Als ich die Tür zum Nebenraum öffnete, sah ich die Brands mit der Schlinge um den Hals auf den Dielen liegen. Der Haken hatte sich aus der Decke gelöst. Das Schraubengewinde des Hakens war zwar dick, aber nicht lang genug, um an der Decke etwas Schweres halten zu können. Da lag sie vor mir, mausetot: Rückenlage, das linke Bein angewinkelt, den rechten Arm am Körper, den linken Richtung Tür, das Gesicht ebenso. Auf einmal, mir schaudert's beim Anblick bis heute, öffnet die Brands die Augen und ballt die linke Hand zur Faust. Ich verließ den Raum umgehend, schlug die Zimmertür hinter mir zu, lief zu Wilhelm, schupste ihn aus dem Haus, schloss die Eingangstür ab und steckte den Schlüssel zu dem Giftfläschchen in die Jackentasche. Wilhelm sah mich verwirrt an. ‚Los, weg hier!‘, sagte ich zu ihm. Mehr konnte und wollte ich nicht sagen. Der Anblick der Brands auf den Dielen hatte mich sprachlos gemacht.“

Strieler versteckt sich

„Und dann hieß es bestimmt ‘Fersengeld geben‘, oder?“ „Nein, es hatte ja scheinbar noch niemand etwas bemerkt. Und draußen war die Luft rein. Ich vernahm lediglich das hohle, metallische Geräusch aneinanderschlagender leerer Zinkeimer. ‚Das müsste aus einem Hinterhof in der Nähe kommen‘, dachte ich bei mir. Sah aber keinen Menschen. – Wir wollten den 6-Uhr-Zug nehmen. Zum Bahnhof ging's von der Gasthausstraße über die Straßen Südmauer, Neustraße, Kaiserstraße. Als wir hinter dem Schützenhaus ankamen, sahen wir bereits von Weitem, dass sich auf dem Bahnsteig schon viel zu viele Leute aufhielten. Die Gefahr war folglich groß, dass zumindest ich von jemanden aus meiner früheren Bocholter

Zeit wiedererkannt werden würde. Insbesondere auch deshalb, weil wir echte Hingucker waren: Ich hatte eine große Platzwunde über dem linken Auge, Wilhelm ein stark geschwollenes, blaurot verfärbtes rechtes Ohr.“

„Ihr seid dann bei einem vorbeifahrenden Fuhrmann aufgestiegen?“ „Nein, wir beschlossen, den 11-Uhr-Zug zu nehmen. Um die Zeit herum war kaum ein Bocholter unterwegs. Alle waren bei der Arbeit. Bis dahin waren es noch rund fünf Stunden. Fünf Stunden, in denen wir nicht auffallen durften und uns verstecken sollten. Mir fiel ein dichtes Gebüsch am Rosenberg ein. Der Hönrig hatte es früher oftmals als Versteck für sein Diebesgut genutzt. Bis dahin war es nicht weit, vielleicht gerade mal anderthalb Kilometer. Als wir dort waren, sprachen wir kein Wort miteinander. Die ganze Zeit über nicht. Wilhelm brach immer wieder in Tränen aus. Da saßen wir wie Pik Sieben.“

„Fünf Stunden, ohne ein Wort miteinander zu reden. Das kann anstrengend werden, oder?!“ „Ja, ich war froh, als wir uns um halb elf wieder auf den Weg zum Bahnhof machten. In der Kaiserstraße kamen wir an der Hecke der Braunschweig’schen Fabrik vorbei. Ein mächtiges, weit ausladendes Strauchwerk. Darin warf ich den Haustürschlüssel der Brands und das Giftfläschchen. Die beiden Dinge hätte ich auch am Rosenberg entsorgen können, hatte aber nicht daran gedacht. So fertig war ich. Der 11-Uhr-Zug fuhr pünktlich ab. Gegen halb eins waren wir wieder in Bickern.“

Strieler ist wieder zuhause

„Dort habt ihr euch bestimmt erst mal einen über den Durst getrunken?“ „Ach was! Mit Wilhelm?! Nein, nein! In Bickern angekom-

men, liefen Wilhelm und ich gemeinsam die Straße bis zur nächsten Kreuzung herunter, immer noch ohne ein Wort. Da kam uns Maria mit meiner Dinamarie entgegen. Das jüngste Kind fehlte. Sie wollte es von den Tagespflegeeltern abholen. Maria ging morgens ja noch als Näherin arbeiten. Irgendwie sah sie sofort, dass mit uns etwas nicht stimmte. Allein schon, so vermackt wie wir im Gesicht aussahen. ‚Ich erklär dir alles‘, sagte ich zu ihr, ‚aber nicht jetzt. Ich komm heute Abend nach acht vorbei, wenn die Kinder schlafen‘.“

„War’s schlimm?“ „Ja, verdammt schlimm. Das, was Maria abends von mir hören musste, brachte sie schlichtweg um den Verstand. Sie heulte in einem durch. Sie hatte nichts von meinem Plan gewusst. Ich beschloss, auch wenn’s gegen das Gesetz war, in dieser Nacht bei ihr zu bleiben. Am Sonntagabend traf ich Wilhelm auf unserem gemeinsamen Zimmer wieder. Ich erzählte ihm, dass ich Maria alles gesagt habe, und fragte nach, ob sein Bruder auch Bescheid wisse. ‚Nein!‘, sagte er laut und kurzangebunden zu mir, so, als wollte er über das Thema nie mehr sprechen. Was wir dann auch taten.“

Strieler wird verhaftet

„An Wilhelm war nach der Tat bestimmt schwer heranzukommen, oder?“ „Ja, leider. Was in Wilhelms Kopf genau vor sich ging, konnte ich nur erahnen. Bei mir war’s so, dass mir das Bild von der Brands mit der Schlinge um den Hals auf den Dielen ihres Arbeitszimmers nicht mehr aus dem Kopf ging: Sie öffnete die Augen, sie ballte die linke Hand zur Faust. War sie nun tot oder nicht? Die Frage beschäftigte mich ununterbrochen. Ich versuchte, etwas aus der Zeitung zu erfahren. Bis zuletzt kaufte ich mir

die aktuelle Tagesausgabe. Allerdings schien es mir so, dass die Redaktion des Revierblattes schon genug mit den eigenen Kriminalfällen vor Ort zu tun hatte. Über ein Verbrechen in Bocholt las ich nichts. Vielleicht hätte ich mir eine münsterländische Zeitung kaufen sollen. Meine Frage blieb unbeantwortet und belastete mich sehr.“

„Und dann bist du nach Bocholt gefahren, um dich selbst zu erkundigen?“ „Nein, das war mir zu riskant. Mir fiel ein, dass ich auch jemanden fragen könnte, der etwas über die Brands wissen müsste, und zwar am besten mittels eines Briefs. Die Zeilen könnte ich dabei so formulieren, dass es ins Allgemeine ginge. Das machte mich dann unverdächtig. Zuerst dachte ich an die Geschwister der Brands in Borken. Davon ließ ich allerdings schnell wieder ab. Dann dachte ich an meine weit entfernte Verwandtschaft in Wesel. ‚Die eine von denen fährt täglich mit dem Zug nach Bocholt, um dort zu arbeiten. Die könnte eigentlich etwas wissen‘, sagte ich mir und schrieb sie an – mit meiner Adresse.“

„Das war nicht so schlau, oder?“ „Aber ich erwartete ja eine Rückantwort. Und, dummerweise, hatte der Mann von der tatsächlich nichts Besseres zu tun, als mit dem Brief zur Polizei zu rennen. Scheiß Verwandtschaft! Am Sonntag, am 29. Juli letzten Jahres, vier Wochen und einen Tag nach der Tat, wurden Wilhelm und ich in Bickern verhaftet. Die Polizei hatte eine Frau aus Bocholt dabei. Wie ich später erfuhr, war das die, die samstagsmorgens mit Zinkeimern in einem Hinterhof herumgelärmt hatte. Und ausgerechnet die sagte den Polizisten, dass sie uns um fünf herum aus dem Haus der Brands habe wegrennen sehen. Wegrennen??? Tztztz! Ich hatte damals jedenfalls niemanden gesehen! Und eigentlich hätte uns die Polizei sowieso kaum etwas anhaben kön-

nen, wenn Wilhelm nicht alles sofort zugegeben hätte. Unter Tränen. Der arme Kerl!“

Strieler rotzt aufs Gericht

„Was geschah dann?“ „Drei Wochen Verhör sowie Befragung der sogenannten Zeugen durch Polizei und Staatsanwaltschaft in Bocholt. Dann ab nach Münster ins Gerichtsgefängnis, Untersuchungshaft. Anfang Januar dieses Jahres der Prozess im Schnellverfahren: nur zwei Tage. Für Wilhelm und mich die Hinrichtung, obwohl unsere Anwälte auf gefährliche Körperverletzung mit Todesfolge und höchstens 10 Jahre Haft plädiert hatten. Und auch einige Geschworene sahen das wohl so. Jedenfalls war das mein Empfinden. Maria bekam ein Jahr.“

„Maria? Was hatte die damit zu tun?“ „Maria wurde zwei Tage nach uns verhaftet. Polizei und Staatsanwaltschaft unterstellten ihr Anstiftung zum Mord. Vor Gericht erwies sich das jedoch als haltlos. Dennoch kriegte man sie dran. Maria hatte der Polizei genau das erzählt, was ich ihr über den Tathergang geschildert hatte. Das hielt das Gericht für ein besonders geschickt konstruiertes Alibi zu unseren Gunsten. Dafür, also für Begünstigung, bekam sie die Höchststrafe von einem Jahr. Das Gericht glaubte uns sowieso nicht. Oder wollte uns nicht glauben.“

„Das war dein Eindruck vom Gericht?“ „Ja! Mein Eindruck war, dass es dem Gericht nicht nur um den Mord ging. Vielmehr hatte ich das Gefühl, dass man mich sowieso für verwerflich hielt. Ich hatte es nämlich als Arbeiter in den Augen des Gerichts gewagt, die Brands als eine aus einem gehobeneren Stand ungeniert mit einer Arbeiterin zu betrügen und dabei fünf uneheliche Kinder

zu zeugen. „Das ist eine unfassbare Schande!“, donnerte der Richter. Dagegen hat sich das Gericht nie wirklich damit beschäftigt, dass ich nicht anders handeln konnte, um wieder mit Maria und meinen Kindern zusammenleben zu können. Nie, nie, nie! Rotz aufs Gericht!“ Strieler spuckt auf den Boden.

Strieler nickt

„Du meinst, du hattest keine andere Wahl und hältst dich daher für unschuldig? Aber hättest du nicht wieder ins Ausland gehen können? Kohlengruben gibt’s auch in Holland, Frankreich, England und Amerika oder sogar Australien. Du hättest dir nur deine Maria und die beiden Kinder schnappen müssen und weg wärest du gewesen. Die halbe Welt hätte dir offen gestanden. Stattdessen warst du so stur wie die Brands. Und jetzt, jetzt ist es zu spät, Strieler.“ Strieler nickt.

„Weißt du übrigens, was mit deiner Maria ist?“ „Ja, das weiß ich aber nur vom Gefängnisgeistlichen. Maria und ich durften uns ja nicht schreiben. Alle Außenkontakte sind mir verboten. Aber das wissen Sie ja, Lansky. Der Geistliche erzählte mir, dass sie Ende Juli entlassen worden sei und mit meinen Kindern bei ihrem Vater in Styrum lebe. Hoffentlich geht das gut mit dem, hoffentlich! – Wissen Sie, Lansky, wovor ich Angst habe, richtig Angst? Davor, dass man zu meiner Maria ‚Mörderfrau‘ und zu meiner Dinamarie und meiner Louise ‚Mörderkinder‘ sagt. Sie kennen die Menschen, Lansky. Die Leute sind schnell mit Zuschreibungen dabei. Und schon ist das Leben der Gebrandmarkten ein für alle Mal ruiniert. Hoffentlich kommen sie nicht unter die Räder, hoffentlich!“ Strieler hat Tränen in den Augen. „Hab keine Angst, Strieler. Hab keine Angst. Das mit Maria und deinen Kindern wird

schon werden. So schlimm sind die Menschen nun auch nicht. Ganz bestimmt!“ „Wenn Sie das sagen!“

Lansky schaut auf die Taschenuhr. „Strieler, wir haben jetzt nur noch wenige Minuten. Dann ist die Stunde vorbei. Die Reibepfannkuchen hast du gegessen, die Kanne Milch ist leer. Morgen früh um fünf kommt der Gefängnisgeistliche in deine Zelle. Der spricht mit dir zunächst das Vaterunser, dann nimmt er dir die Beichte ab, anschließend gibt er dir die letzte Ölung. Das dauert ungefähr bis halb sechs. Und dann, Strieler aufgepasst, zieht er aus seiner ledernen Aktentasche eine große Flasche Doppelkorn. Die säufst du in einem leer, wohlgerne in einem leer, und gibst dem Kaplan die Flasche zurück. Verstanden?!“ Strieler nickt. „Um sechs komm ich vorbei mit der Kleidung für die Hinrichtung. Die ziehst du dann an. Verstanden?!“ Strieler nickt. „Dann leg ich dir die Handschellen auf dem Rücken an. Verstanden?!“ Strieler nickt. „Dann gehst du gemeinsam mit mir und dem Kaplan den Gang hinunter bis zum Gefängnishof. Und bitte, Strieler, keine Fisimantentanten. Bitte!“ Strieler nickt. „Hab keine Angst, Strieler. Hab keine Angst!“

Strieler steht der Schweiß auf der Stirn. Speichel rinnt ihm aus dem linken Mundwinkel am Kinn entlang. Lansky trägt das Tablett mit den leeren Speiseutensilien aus der Zelle. Draußen sperrt er die Tür ab. Er hört Strieler heftig würgen und brechen. Es ist Freitagabend, der 30. August 1895, 7.00 Uhr. Elfeinhalb Stunden vor der Hinrichtung.

Dossier:

Der Mordfall Christina Strieler geborene Brands (1894/95)

Echte Verbrechen haben Menschen schon immer gefesselt. Sie befriedigen die Neugier auf Motive und kommen der Faszination für das Unvorstellbare und Unbekannte der menschlichen Psyche entgegen. So sicherlich auch dieses Verbrechen, das Friedrich Reigers in seinem posthum veröffentlichten Buch „Die Stadt Bocholt während des neunzehnten Jahrhunderts“, Druck & Verlag J. & A. Temming, Bocholt 1907, auf den Seiten 243 und 244 beschreibt:

„Am 2. Juli 1894 verbreitete sich in Bocholt das Gerücht, daß die in einem Häuschen der Gasthausstraße wohnende Ehefrau Strieler in ihrer Wohnung tot aufgefunden und wahrscheinlich einen oder anderen Tag vorher dort ermordet worden sei. Die sofort eingeleitete gerichtliche Untersuchung brachte die volle Bestätigung des Gerüchtes. Die von ihrem Ehemanne getrennt lebende Frau Strieler wurde von ihren Nachbarn als eine brave, fromme Frau bezeichnet, die ihrem treulosen Ehemanne trotz der üblen Behandlung, welche sie von ihm erfahren, Treue und Anhänglichkeit bewahrt hatte. Sie wohnte in ihrer ärmlichen Wohnung allein. Ein oder zwei Tage vor dem 2. Juli hatte sich nun ihr Ehemann Hermann Strieler, derzeit Bergmann zu Bickern bei Wanne, mit einem anderen Manne Namens Wilhelm Schädel, gleichfalls Bergmann zu Bickern, bei ihr eingefunden. Die Frau Strieler holte Bier für ihren Besuch herbei. Die beiden Kerle fielen aber über sie her und

erwürgten sie, worauf sie dann die Leiche in der Wohnung aufhängten, ohne Zweifel, um den Glauben zu erwecken, die Ermordete habe sich selbst ums Leben gebracht. Da die Frau ein paar Tage lang nicht zum Vorschein kam, so schöpften die Nachbarn Verdacht und machten der Polizei Anzeige. Als man die Wohnung öffnete, fand man die Leiche. Die beiden Mörder wurden am 10. Januar 1895 vom Schwurgericht zu Münster zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung geschah zu Münster am 31. August 1895. Eine an den Straßenecken von Bocholt angeheftete Bekanntmachung der Staatsanwaltschaft setzte die Bewohner unserer Stadt von diesem Justizakte in Kenntnis.“

Fragen und Antworten

So viel zur Erstbeschreibung des Falles durch Friedrich Reigers. Auf Anhieb stellen sich gleich mehrere Fragen: Welches Motiv liegt dem Mord zugrunde? Warum lebten Opfer und Täter getrennt? Wieso hat das Opfer dem „treulosen Ehemanne trotz der üblen Behandlung [...] Treue und Anhänglichkeit bewahrt“?. Weshalb gibt es gleich zwei Täter? In welcher Beziehung standen die beiden Täter zueinander? Was wissen wir über das Opfer, die Ehefrau Strieler, was über den Täter, Hermann Strieler? Fragen über Fragen!

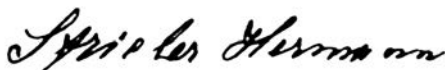
Nach mehr als 130 Jahren ist die Quellenlage zur Beantwortung der vielen Fragen sehr schwierig. Die Originalprozessakten zum Fall Strieler existieren nicht mehr, so die Auskunft des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen (LAV NRW) in Münster. Der Hauptanteil des Archivmaterials zum Fall Strieler stammt daher aus digital zugänglichen Archiven. Das ist zum einen das ge-

nannte Landesarchiv unter dem Link archive.nrw.de und zum anderen das NRW-Zeitungsportal „zeit.punkt“ unter dem Link zeitpunkt.nrw.

Bei den damaligen Zeitungen erwies es sich als zweckmäßig, solche aus Münster zu bearbeiten, da in dieser Stadt der Mordprozess stattfand. Als Quellen dienten dabei der „Münsterische Anzeiger“ und der „Westfälische Merkur“.

Wer waren Christina und Hermann Strieler?

Auf die Frage nach den Eheleuten Strieler gibt das Heiratsregister des Standesamtes Borken beim LAV NRW Auskunft. Die beiden heiraten am Mittwoch, dem 24. November 1880. Hermann Strieler mit der Berufsangabe Bahnarbeiter wird am 24. Januar 1857 als Sohn eines Bergmanns in Mülheim-Mellinghofen geboren. Beide Eltern sind verstorben. Wahrscheinlich wird Strieler auch nicht immer Bahnarbeiter gewesen sein, sondern Bergmann wie sein Vater. Bergmann ist damals noch kein Ausbildungs-, sondern ein Anlernberuf. Unter Tage lernte man im Wesentlichen aus der Erfahrung – und die war wichtig, denn die Arbeit war und ist immer noch gefährlich. Als Meldeadresse ist bei ihm lediglich Borken angegeben, was eine Wohnbaracke für Bahnarbeiter nicht ausschließt. Als Bahnarbeiter bzw. Bergmann wird Hermann Strieler gerade so viel verdient haben, dass es zum Leben reichte.



Hermann Strielers klare Unterschrift deutet darauf hin, dass es ihm nicht an Selbstvertrauen fehlte. © Belgisches Staatsarchiv

Die 26-jährige Maria Christina Strieler, von Beruf Putzmacherin, wird am 30. November 1853 als Tochter des „gelernten“ und somit vermutlich selbstständigen Schmieds Anton Brands und seiner Ehefrau Aloysia Künstler in Borken geboren. Christina Strieler ist demnach etwas mehr als drei Jahre älter als ihr Ehemann. Als Trauzeugen sind ihr Bruder Wilhelm Brands, ebenfalls Schmied, und der Borkener Buchbinder Heinrich Eggers eingetragen. Christina Strielers Meldeadresse ist Borken, Haus Nr. 263. Diese Hausnummer ordnete das Stadtarchiv Borken der heutigen Goldstraße zu. In Nr. 263 wohnte der ältere Bruder und Wirt Heinrich Arnold Brands. Im Gegensatz zu ihrem Ehemann hat Christina Strieler einen Beruf erlernt. Sie ist Putzmacherin, eine alte Bezeichnung für einen Lehrberuf, der bereits damals dem einer Modistin entsprach. Der Beruf der Putzmacherin galt als einträglich. Aufgrund des Berufs und der familiären Herkunft lässt sich vermuten, dass Christina Strieler ökonomisch besser gestellt war als ihr Ehemann.

Apropos Ehen mit PartnerInnen aus dem weitläufigen Umland

Die Ehe Hermann Strielers mit einer Partnerin aus dem weitläufigen Umland des Ruhrreviers war nichts Ungewöhnliches. Die Eisenbahn machte das Kennenlernen möglich, egal ob zum Beispiel als Kumpel am schichtfreien Sonntag oder beruflich zum Beispiel als Bahnarbeiter. Bocholt besitzt seit dem 1. Juli 1878 eine Eisenbahn-Anbindung von Wesel nach Bocholt. Am 1. September 1880 wird die Strecke Bocholt-Winterswijk eröffnet. Zuvor ging am 21. Juni 1880 die Bahnstrecke Winterswijk-Gelsenkirchen-Bismarck in Betrieb. Sie führte über Borken.

So ist es auch nicht befremdlich, dass das Heiratsregister des Standesamtes Bocholt beim LAV NRW darüber Auskunft gibt, dass im Jahr 1881 der Bergmann Anton Philipp Heringslack aus Gelsenkirchen die Fabrikarbeiterin Henriette Helene Neuhann aus Bocholt heiratete. Helene Neuhann wohnte in der № 549^b, Osterhinterstraße. Mit Osterhinterstraße, auch Osteraußenstraße genannt, ist die Gasthausstraße gemeint. Heringslack wohnte in Gelsenkirchen in der Florastraße № 139, einer Straße, die unmittelbar nach Bickern führte.

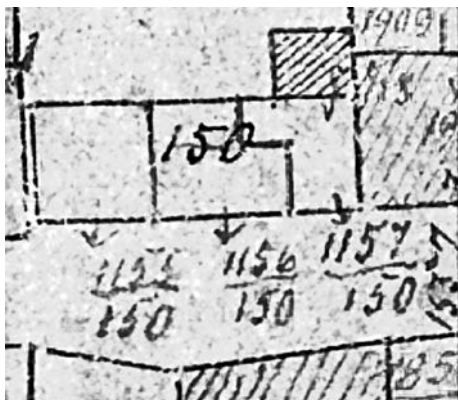
Umzug zur № 535, Bocholt, Gasthausstraße

Irgendwann zwischen Dezember 1880 und Mitte 1882 ziehen die Strieler von Borken in „ein Häuschen“, wie Friedrich Reigers das Haus nannte, nach Bocholt um. Welcher Arbeit Hermann Strieler in Bocholt nachgeht, ist nicht bekannt. Christina Strieler widmet sich weiter ihrer Arbeit als Putzmacherin, und zwar als Kleingewerbetreibende im eingangs genannten „Häuschen“. Es hatte die Hausnummer 535 und lag in der Gasthausstraße. Wann genau der Umzug erfolgt, darüber gibt das Melderegister beim Stadtarchiv Bocholt keine Antwort. Vermieter der Strieler sind dort laut Katasterarchiv des Kreises Borken bis 1889 der Metzger Ferdinand Spiecker bzw. seine Witwe. Danach geht das Eigentum über an Johann Lehmkuhl und seine Ehefrau Maria Elisabeth geborene Spiecker. Sie verkaufen es 1895/96 an den Kaufmann Heinrich Scholten. Vielleicht erfolgte der Verkauf infolge der Ermordung Christina Strieler.

Die Hausnummer 535 mag ungewöhnlich sein. Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein ist es jedoch üblich, die

Nummern in der Reihenfolge der Fertigstellung eines Gebäudes zu vergeben. 535 war also das 535ste Haus bzw. Gebäude in der Stadt. Das Grundstück hatte laut Katasterarchiv des Kreises Borken vor der Neuvermessung Bocholts im Jahr 1884/85 die Bezeichnung „Gemarkung Bocholt, Flur A, Flurstück 1156/150“ und war 33 Quadratmeter groß. Das Flurstück 150 selbst war rund 90 Quadratmeter groß und war damals komplett bebaut mit drei sehr kleinen anderthalbgeschossigen Häusern mit den Zuordnungsnummern 1155, 1156 und 1157. Die Nummer 535 war demnach ein Reihenmittelhaus, höchstwahrscheinlich mit der Traufseite zur Straße.

Kartenausschnitt aus der Urkarte Bocholt Section (Flur) A aus dem Jahr 1821, Archiv-Nr. 10/4. Das Haus Gasthausstraße 535 gehörte zum Flurstück 1156/150 und war ein Reihenmittelhaus. © Kreis Borken



Das Haus hatte laut Katasterarchiv zur Straße eine Breite von rund 6,50 Meter und eine Tiefe von rund 5,50 Meter. Interessant an dem Haus bzw. Grundstück ist, dass es hinten rechts einen Versprung von rund 2,30 mal 2,30 Metern hatte. Das Haus hatte also – aus welchen Gründen auch immer – so etwas wie eine L-Form. Nach Abzug der Flächen für das einschalige Außen- und

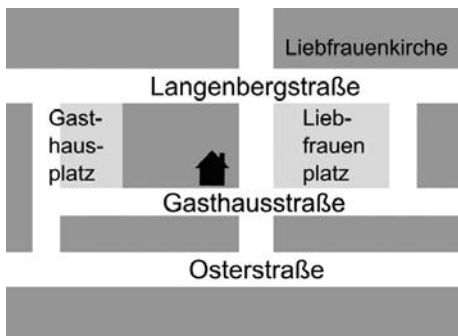
Innenmauerwerk sowie unter Berücksichtigung der Dachschrägen im Obergeschoss wird das damals über 100 Jahre alte Haus eine Wohnfläche von rund 45 Quadratmetern gehabt haben, und zwar mit 4 Räumen nach dem Brandsozietäts-Register der Stadt Bocholt für 1773 ff. Alles in allem bot das Haus Platz für eine mindestens sechsköpfige Familie, wie aus dem Einwohnerbuch aus dem Jahr 1855 hervorgeht.

Aufgrund der Ausführung vergleichbarer Häuser aus dieser Zeit lässt sich die Hausaufteilung ungefähr so vorstellen: Im Gegensatz zu heute hatte das Haus keinen Flur als zentralen Verbindungsraum. Wenn man von der Straße durch die Vordertür hereinkam, stand man sofort in der rund 20 Quadratmeter großen Wohnküche als zentralem Raum des Hauses mit einem Herdofen sowie rechts an der Wand, das heißt in der Mitte des Hauses, einer steilen Raumpartreppe zum Dachgeschoss mit zwei weiteren Räumen. Rechts der Wohnküche lag ein rund 8 Quadratmeter großer Nebenraum. Weiterhin ist davon auszugehen, dass von der Wohnküche eine Hintertür direkt zum Hof mit einem kleinen freistehenden Stall aus Holz oder Stein führte. Der Stall diente nicht nur der Haltung von (Klein-)Tieren, sondern auch dem Lagern von Geräten und Brennmaterialien.

Und es befand sich, wie zur damaligen Zeit üblich, im Stall auch die Latrine. Es wird eine offene Latrine gewesen sein, das heißt ohne Sichtschutz zum Beispiel durch ein Mauerwerk mit Tür. Weil es damals in Bocholt noch keine öffentliche Kanalisation gibt, ist jeder selbst für die regelmäßige Entleerung der Latrinengrube verantwortlich. Auch gibt es damals in Bocholt weder eine öffentliche Strom- noch Wasserversorgung. Das Wasser wird vermutlich an einer halböffentlichen Nachbarschaftspumpe in Eimern, Kannen usw. gezapft. Der Standort des Hauses Gasthausstraße

535 wäre heute zu lokalisieren rückwärtig auf der Fläche des heutigen Grundstücks Liebfrauenplatz 1 und östlich neben dem heutigen Gebäude Gasthausstraße 7.

Ungefähr dort, wo das kleine schwarze Haus in der Gasthausstraße eingezeichnet ist, befand sich das „Häuschen“ der Strieler. © privat



Freitag, 3. November 1882: Christina Strieler gewinnt Prozess

Irgendwann im Laufe des Jahres 1882 muss es zu einer (wiederholten?) räumlichen Trennung des Ehepaares Strieler gekommen sein. Christina Strieler übergibt daraufhin einem Pfandleiher ihr seidenes Brautkleid, ein Unterbett und ein Betttuch, beides höchstwahrscheinlich das Bettzeug ihres Mannes. Vermutlich erwägt sie eine Trennung, überlegt es sich jedoch anders und will die Sachen später wieder einlösen. Die Bedingungen des Pfandleihers akzeptiert sie jedoch nicht. Es kommt zu einer von ihr angestregten Klage. Das ist ein Hinweis darauf, dass es sich bei Christina Strieler um eine Frau gehandelt haben muss, die sich für ihre Belange entschieden einsetzte. Ob Christina Strieler aufgrund des damaligen Familienrechts der Zustim-

mung ihres Ehemannes zur Klage bedarf oder ob sie als sogenannte Handelsfrau im Rahmen einer selbstständigen Tätigkeit als Putzmacherin ohne Zustimmung klagen kann, bleibt unbeantwortet. Der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 255, berichtet am Samstag, dem 4. November 1882, in der Rubrik „Strafkammer-Verhandlungen“ am Landgericht Münster Folgendes:

„Münster, 3. November 1882. In heutiger Sitzung ist in nachstehend aufgeführten Strafsachen verhandelt gegen: [...] 6. Wilhelm Gielink von Vreden. – Anklage: Wucherei. Der Beschuldigte ist angeklagt, der Ehefrau Strieler für Verleihung einer Geldsumme 385 Prozent abgenommen zu haben. Der Angeklagte behauptet, er habe der Frau Strieler 33 Mark geliehen, dafür sind demselben zum Pfande gegeben ein Unterbett, ein seidenes Brautkleid und ein Betttuch, und ist das Darlehen auf einen Monat gegeben, wofür der G. sechs Mark verlangt hat. – Die Frau St. behauptet, sie habe nur 27 Mark empfangen, aber 33 Mark zurückzahlen müssen, wohl habe sie aber einen Schuldschein von 33 Mark unterschreiben müssen; weil G. bemerkt habe, er dürfe sonst das ganze Geld nicht fordern.

Wie nun die Frau St. dem Angeklagten das Geld zurück bringt, weigert derselbe die Herausgabe, und verlangt noch 50 Pfg. für besondere Wege. Der Vertheidiger beantragte die Freisprechung, da eben das Nein des Angeklagten denselben Glauben verdiene wie das Ja der Frau St. und sei seiner Ansicht nach nicht effectia erwiesen, daß Wucherei vorliege.

Der Gerichtshof erkannte auf die Hälfte der beantragten Strafe, auf 14 Tage Gefängniß, die Geldstrafe aber dem Strafantrage gemäß auf 50 Mark.“

Anmerkung: Wo Hermann Strieler während der vorübergehenden Trennung wohnte, ist nicht bekannt. Denkbar wäre es, dass er bei einem anderen in Bocholt lebenden Bergmann unterkam. Gesichert ist, dass 1882 in Bocholt die Bergleute Hönrig gen. Schneider und Wilhelm Eickholt lebten. Hönrig fiel durch einen Hühnerdiebstahl bei einem Bauern auf, Eickholt hatte einen verbeamteten Nachtwächter verprügelt. (Quellen: „Münsterischer Anzeiger“, Nr. 244 vom 21.10.1882 und Nr. 267 vom 18.11.1882)

Exkurs: Frau und Ehe im 19. Jahrhundert

Bis weit über das 19. Jahrhundert hinaus ist Heiraten im Grunde Pflicht. Die Hochzeit gilt als das wichtigste Ziel im Leben einer Frau. Man glaubte nicht, dass Frauen für ein Leben ohne männliche Führung geschaffen wären. Frauen, die ledig blieben oder geschieden waren, wurden sehr oft kritisch beäugt. Für die Frau konnte eine Scheidung zu Ansehensverlust führen und zum Ausschluss aus der ehrbaren(!) Gesellschaft.

Im Mittelalter und auch noch in der frühen Neuzeit ist die Frau gleichbedeutend mit der Sünde. Mit Beginn der Moderne an der Wende zum 19. Jahrhunderts steht die Frau jedoch fortan für Moral und Sittlichkeit. Ihr wird die „keusche Liebe“ zu ihrem Ehemann ans Herz gelegt. Darüber hinaus wird von ihr absolute Treue gefordert. Diese Rollenzuschreibung bewahrte Frauen aber nicht vor ehelichen Übergriffen physischer oder psychischer Natur. Dazu hatte der Ehemann im Regelfall ein Recht bzw. es wurde ihm selten streitig gemacht.

Insgesamt genossen Frauen wenig Rechte. So war zum Beispiel ihre Position im Familienrecht sehr prekär, selbst wenn es sich um die Belange der eigenen Kinder handelte. Auch hier hatten Männer im Regelfall die alleinige Entscheidungsgewalt bzw. das Recht auf Vormundschaft. Ebenso hatte der Ehemann ein Recht auf die Verwaltung des Vermögens seiner Ehefrau. Weiterhin blieben Frauen viele Berufe verschlossen, ebenso die Universitäten. Rechtsgeschäfte wie zum Beispiel einen Arbeitsvertrag konnten sie häufig nur mit Zustimmung des Ehemannes abschließen. Erst die Weimarer Verfassung von 1919 stellt Frauen und Männer dem Gesetz nach gleich – dennoch ist die Zeit aus heutiger Sicht eher durch Kontinuitäten als durch Brüche gekennzeichnet.

Und wie ist das Leben vieler Frauen heute? Bis vor wenigen Jahrzehnten waren die meisten Frauen ökonomisch abhängig von ihren Ehemännern. Sie arbeiten auch heute öfter als Männer in prekären Jobs und haben statistisch immer noch schlechtere Karrierechancen. Frauen sollen zwar erwerbstätig sein, in die Rentenversicherung einzahlen und das verfügbare Angebot an Arbeitskräften vergrößern, häufig allerdings nur im Mindestlohn-Sektor. Eine volle Gleichstellung im Arbeitsmarkt und anderen gesellschaftlichen Bereichen gibt es für die Mehrheit der Frauen immer noch nicht. Und dennoch haben Frauen bei allen Einschränkungen inzwischen durch einen besseren Zugang zum Arbeitsmarkt an Selbstständigkeit in den Familien und ihren Ehemännern gegenüber gewonnen.

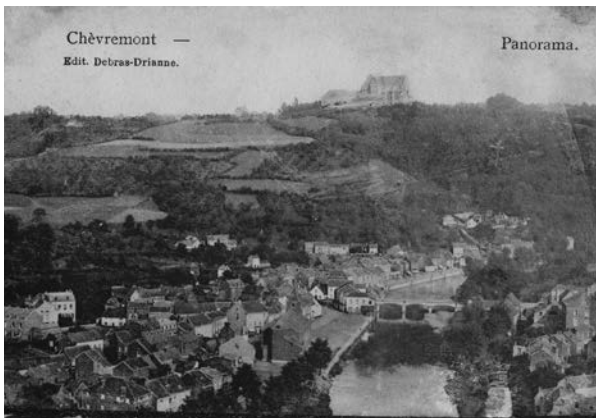
Juli 1883: Strieler sucht sich Arbeit in Belgien

Im Juli 1883 verlässt der mittlerweile 26-jährige Hermann Strieler seine Ehefrau endgültig. Er sucht sich in Belgien Arbeit als Bergmann bzw. Houillieur und siedelt dazu in die nur rund 60 Kilometer südwestlich von Aachen gelegenen Stadt Seraing um. Seraing wiederum liegt südwestlich der Stadt Lüttich und wirkt auf viele Arbeitsmigranten wie ein Magnet. Dort steht die seinerzeit größte Fabrik Europas, das Cockerill-Werk mit integrierten Hochöfen, Eisenhütte und Walzwerken. Der Energiehunger nicht nur der Fabrik ist enorm und wird gestillt durch die Kohleförderung im weiten Umland Lüttichs. Das wird sicherlich ein Aspekt Strielers gewesen sein, sich für Seraing zu entscheiden. Die Belgier kürzen seinen Vornamen um einen Endbuchstaben ein und führen ihn als Herman Strieler. Das geht aus der Dokumentationsakte hervor, die die Behörde für öffentliche Sicherheit, die „Sureté publique“, in Brüssel über ihn anlegt.

Die Behörde war dem Justizministerium unterstellt und wurde auch als sogenannte Fremdenpolizei bezeichnet. Sie legte grundsätzlich über jeden ausländischen Arbeitsmigranten ein derartiges Fremdendossier an. Der Grund: Die Belgier wollten keine Kriminellen im Land haben, aber auch keine „linken“ politischen Parteigänger wie zum Beispiel Mitglieder einer Gewerkschaft. Darüber rückversicherten sie sich bei den Behörden des Herkunftsortes der Arbeitsmigranten wie zum Beispiel bei der Polizei. So ist es auch nicht verwunderlich, dass in Strielers Akte die Ehe mit Christina Brands als Personenstand festgehalten wird. Strielers Ehefrau wusste demnach dank der Information durch die Polizei in Bocholt sehr genau, wo sich ihr Ehemann in Belgien aufhielt. Heute können diese Akten ange-

fordert werden beim belgischen Staatsarchiv unter dem Link agatha.arch.be.

Strieler arbeitet in Belgien „längere Zeit“ „auf einer Zeche im Becken von Mons“, wie der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 8, am 9. Januar 1895 in der 2. Ausgabe über den ersten Prozesstag berichtet. Mit dem „Becken von Mons“ ist vermutlich das Kohlenabbaugebiet in der sechs Kilometer westlich von Seraing liegenden Ortschaft Mons-lez-Liège gemeint. Im April 1884 zieht Strieler von Seraing in die östlich von Lüttich gelegene Gemeinde Vaux-sous-Chèvremont um. Da der Name des Dorfes recht sperrig ist, wird wahlweise auch nur von „Chèvre“ gesprochen. Ob Strieler mit dem Umzug auch die Zeche wechselt, bleibt unklar. Er könnte sich als neuen Arbeitgeber zum Beispiel die rund 15 Kilometer nördlich von Chèvre gelegene Blegny-Mine ausgesucht haben. Die Blegny-Mine ist damals eines der wichtigsten Kohlebergwerke Belgiens.



Alte Ansichtskarte von Vaux-sous-Chèvremont, © privat

August 1885: Strieler wird erstmals Vater

Im August 1885 meldet der inzwischen 28-jährige Hermann Strieler der Gemeinde Chèvre die Geburt der Tochter Dina Maria Schmidt. Es ist das erste gemeinsame Kind mit seiner neuen Partnerin Maria Catharina Schmidt. Mit ihr lebt er in einer eheähnlichen Beziehung. Die 17-Jährige wird am 21. Dezember 1867 in Styrum, einer Ortschaft zwischen Mülheim und Oberhausen, geboren – und kommt unter etwas sehr merkwürdigen Umständen nach Belgien. Anfang Oktober 1883 ziehen ihr Vater, die Stiefmutter, ihre vier jüngeren Geschwister, davon ein Halbgeschwister, und sie ebenfalls nach Seraing. Der Grund für den Wegzug aus Deutschland lässt sich nur vermuten. Als Mitarbeiter der Eisenbahn steht der Vater Anfang 1882 unter dem Verdacht des Kohlendiebstahls; wird aber freigesprochen. Vielleicht bekam er seither nicht mehr so richtig ein Bein auf den Boden.

Obwohl erst Anfang Oktober 1883 in Belgien angekommen, wird er bereits Ende November von der Gendarmerie wegen der Herstellung und des Inverkehrbringens von Falschgeld festgenommen und sitzt im Lütticher Sicherheitsgefängnis ein. Vier weitere Personen scheinen an der Tat beteiligt gewesen zu sein. Nach einem rund halbjährigen Intermezzo verlässt der Vater im April 1884 Belgien schon wieder. Vermutlich gehen er und seine Familie nach Styrum zurück. Die älteste Tochter Maria bleibt dagegen in Belgien und arbeitet dort als Näherin, wie aus der Presseberichterstattung über den Mordprozess hervorgeht. Wann und wo Hermann Strieler die minderjährige Maria Schmidt kennenlernt, ob bereits in Seraing oder später in Chèvre, bleibt unbeantwortet. Interessant ist auf jeden Fall eines: Während die Familie Schmidt Belgien im April 1884 wieder verlässt, zieht

Hermann Strieler im gleichen Monat von Seraing nach Chèvre um.

Interessant ist auch das: Obwohl Maria Schmidt zum Zeitpunkt des Zusammenzugs mit Hermann Strieler noch minderjährig ist, wäre sie nach damaligem Recht als Frau bereits mit vollendetem 16. Lebensjahr ehemündig gewesen. Da das seinerzeit geltende Volljährigkeitsalter bei 21 liegt und das Alter der Ehemündigkeit dadurch auseinanderfallen, ist bis zur Volljährigkeit das Einverständnis der gesetzlichen Vertreter wie zum Beispiel der Eltern notwendig. Diese Regelung überdauert die verschiedenen gesellschaftlichen Zeiten sehr lange und gilt zum Beispiel in der alten Bundesrepublik noch bis Ende 1974. Erst 1975 wird die Möglichkeit der sogenannten „Minderjährigen-Ehe“ verboten. Gleichzeitig wird das Volljährigkeitsalter auf 18 heruntergesetzt.

Ab 1888: Strieler bekommt Probleme mit der Justiz

Rund drei Jahre (!) nach der Geburt seines ersten Kindes wird Strieler (wahrscheinlich im Mai) 1888 zu einer Haftstrafe auf Bewährung wegen des Zusammenlebens in einer eheähnlichen Gemeinschaft verurteilt. Die Strafe scheint Strieler jedoch nicht davon abzuschrecken, weiterhin mit Maria Schmidt zusammenzuleben, denn in den Jahren 1889, 1890 und 1891 hat das Paar erneut Nachwuchs. Das Leben der drei Mädchen ist allerdings nur von sehr kurzer Dauer bzw. eines kommt bereits tot zur Welt. Die Kindersterblichkeit insbesondere aufgrund von Infektionskrankheiten, auch von einfachen wie zum Beispiel einer Erkältung, ist bis weit ins 20. Jahrhundert hinein sehr hoch. Für Frau-

en muss die ständige Gefahr des Verlustes ihrer Kinder emotional sehr belastend gewesen sein.

Im Mai 1892 werden Strielers Personendaten im Fremdendossier aktualisiert. Es gibt über ihn „nichts Ungünstiges“ zu sagen bis auf die eheähnliche Beziehung, die er führt. Auch geht er keinen politischen Aktivitäten nach. Strieler verdient als Bergmann 3 belgische Francs am Tag. Umgerechnet in die Währung des Deutschen Kaiserreiches, entspricht das einem Jahreseinkommen von etwa 800 Mark. Der durchschnittliche Jahresverdienst aller Arbeitnehmer in Deutschland liegt um die 1890er Jahre herum bei rund 650 Mark. Strieler verdient demnach überdurchschnittlich.

Anfang Juni 1892, man beachte die zeitliche Nähe zur Aktualisierung seines Dossiers im Mai, kommt es „wegen Unterhaltung einer Konkubine [= Geliebte] in einer eheähnlichen Beziehung“ zu einer neuerlichen Verurteilung. Das Strafgericht legt einen Monat Haft fest. Ob Strieler die Haft jemals antrat oder ob sie wieder zur Bewährung ausgesetzt wurde, geht aus seiner Akte nicht hervor.

Juni 1892: Christina Strieler beauftragt einen Bocholter Anwalt

Mitte Juni 1892, man beachte erneut die zeitliche Nähe, und zwar diesmal zu dem Vorgang am Anfang des Monats, fragt der Rechtsanwalt und Notar Joseph Kayser aus Bocholt im Auftrag seiner Mandantin Christina Strieler bei der Staatsanwaltschaft in Lüttich mit der Bitte um Verschwiegenheit gegenüber Hermann Strieler nach, welche Schritte er unternehmen könne, „um die Rückkehr des Strieler zu bewirken, damit das außereheliche Treiben mit seiner Zuhälterin aufhört“, der „leichtfertigen Dirne Maria Schmidt

aus Styrum“. Die Wortwahl dieses „Justizrathes“ ist bemerkenswert! Da ihm die Staatsanwaltschaft nicht antwortet, fragt er Anfang August erneut nach. Zwar gibt es einen Hinweis darauf, dass er eine Antwort bekommen soll, und zwar im Wesentlichen über die jüngst verhängte Haftstrafe. Ob er allerdings je eine Antwort im Sinne seiner Mandantin erhält, ist fraglich und geht nicht aus der Akte hervor. Dazu muss man wissen, dass die Belgier an einer Rückkehr Strielers nach Deutschland gar kein Interesse hatten, ja noch nicht einmal an der Verbüßung seiner beiden Haftstrafen, weil Strieler mit seiner Arbeit als Bergmann für den belgischen Staat viel zu wertvoll war, als das man auf ihn auch nur einen Tag hätte verzichten wollen. Das Gleiche gilt für seine Partnerin Maria Schmidt.

Einen Justizrath zu beauftragen, ist eine teure Angelegenheit. Dabei lebte Christina Strieler doch in einer „ärmlichen Wohnung“, wie Friedrich Reigers schreibt. Das klingt nicht nach viel Geld. Woher hatte sie also die Mittel, um den Anwalt zu bezahlen? Hat sie sich das Geld für den Anwalt etwa abgespart, sodass für die Wohnung bzw. für ihr eigenes Leben nicht mehr viel übrig blieb? Oder hat sie eigentlich doch recht gut verdient, und hat es nur nicht gezeigt? Oder hat sie sich das Geld vielleicht geliehen oder hat es sogar geschenkt bekommen und, wenn ja, von wem?

Einen Hinweis auf einen möglichen Geldgeber gibt der Artikel über den ersten Prozesstag des „Münsterischen Anzeiger“, Nr. 9, vom 10. Januar 1895 in der 1. Ausgabe. Dort ist von einem „Wirth Paul Kottmeier“ die Rede. Höchstwahrscheinlich ist damit Paul Pottmeyer gemeint. Der zum Tatzeitpunkt 30-jährige Pottmeyer ist seit vier Jahren verheiratet, hat drei kleine Kinder und besitzt in der Ravardistraße ein Restaurant nebst Hotel, betreibt eine Agentur für landwirtschaftliche Versicherungen sowie späterhin auch noch

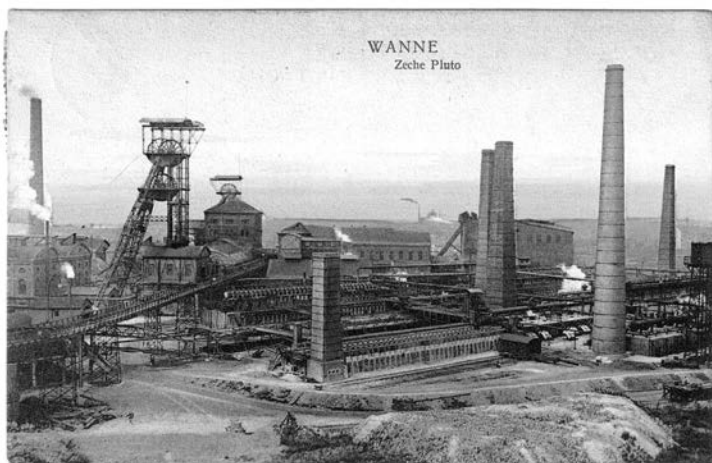
eine Fahrradhandlung. Pottmeyer ist vermutlich ein guter Netzwerker, wie Presseartikel belegen sowie Einträge in Personenstandsregistern als Trauzeugen und Pate im Familien-, Freundes- und Bekanntenkreis. Ökonomisch liegen Welten zwischen ihm und Christina Strieler. Und dennoch muss er für sie und umgekehrt eine wichtige Bezugsperson gewesen sein, sonst wäre er nicht beim Auffinden der Leiche Christina Strieler am 2. Juli 1894 zugegen gewesen. Hatte sie das Geld für den Anwalt, wenn dann, etwa von ihm? Wer weiß?!

In dem Zusammenhang stellt sich folgerichtig ebenso die Frage nach der Person, auf dessen Hinweis Hermann Strieler in Belgien zwei Mal wegen Führens einer eheähnlichen Beziehung angezeigt wird. Ist es zum Beispiel Christina Strieler selbst oder ist es ein von ihr bezahlter Informant vor Ort? Schließlich bewahrte sie ihrem Ehemann (stets) „Treue und Anhänglichkeit“, wie Friedrich Reigers schreibt. Auch hier gilt: Wer weiß?!

Hier noch eine für den Mordfall unrelevante Notiz am Rande: Paul Pottmeyer wird am 29. Juni 1894 30 Jahre alt. An dem Tag hat er aber nicht nur Geburtstag, sondern auch Namenstag. In der römisch-katholischen Kirche ist der 29. Juni Peter-und-Paul-Tag. In der Nacht vom 29. auf den 30. Juni wird Christina Strieler ermordet. Vielleicht hat Pottmeyer zur gleichen Zeit mit der Familie und Freunden gefeiert. Wer weiß?!

Anfang 1894: Strieler kehrt zurück nach Deutschland

Mitte September 1892 aktualisiert die Fremdenpolizei ein letztes Mal die Personendaten Strieler. Anfang April 1893 wird Tochter Louise geboren, das letzte von fünf gemeinsamen Kindern. Nach rund zehn Jahren in Belgien kehrt Hermann Strieler Anfang 1894 zurück nach Deutschland und wird Bergmann in Bickern. Darüber berichtet der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 8, in der 2. Ausgabe vom 9. Januar 1895. Größter Arbeitgeber in Bickern, heute ein Wohngebiet im Stadtteil Herne-Wanne, ist damals die Zeche Pluto. Das Steinkohlebergwerk gehört in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den bedeutendsten Zechen des Regierungsbezirks Arnsberg. Der Name der Zeche



Alte Ansichtskarte von der Zeche Pluto in Herne im Stadtteil Wanne-Eickel,
© privat

leitet sich ab von dem in der griechisch-römischen Mythologie bekannten Gott des unterirdischen Reichtums. Gleichzeitig ist er aber auch der Gott der Totenwelt in der Erdtiefe und der der Unterwelt.

Mit von der Partie in Bickern sind Strielers Partnerin Maria Schmidt, die mittlerweile 8-jährige Dina Maria und die etwa ein Jahr alte Louise. Warum Hermann Strieler zurückkehrt, darüber gibt das Fremdendossier keine Auskunft. Der letzte Eintrag stammt vom 14. September 1892. Vielleicht liegt der Grund in der faktisch zwar geduldeten, aber rechtlich nicht erlaubten eheähnlichen Beziehung. Niemand weiß es! Wenn man das Fremdendossier durchgeht, hat man sowieso den Eindruck, dass etliche Unterlagen fehlen, und zwar nicht nur der Hinweis auf die Ausreise oder die Abschriften der Geburts- und Sterbeurkunden der Kinder.

Vielleicht liegt der Anlass für die Rückkehr nach Deutschland aber auch in der Teilnahme an einer „politischen Aktivität“ begründet wie zum Beispiel an einem Streik. Dazu muss man wissen, dass es damals in Belgien noch kein Streikrecht gab; das gibt es erst seit 1948. Dennoch beginnt am 12. April 1893 in der Provinz Hennegau, im Borinage, ein Generalstreik für die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Gestreikt wird aber auch gegen die besonders harten, katastrophalen Arbeitsbedingungen und für angemessene Löhne. Der Streik weitete sich vom Borinage ausgehend schnell auf ganz Belgien aus, so auch auf die Provinz Lüttich. Das Borinage ist damals eines der bedeutendsten Steinkohlereviere Europas. Der niederländische Maler und Zeichner Vincent van Gogh lässt sich dort einige Zeit nieder. Er identifizierte sich in hohem Maße mit dem Schicksal der Bergarbeiter, was in vielen seiner Werke Ausdruck findet.



„Die Träger der Last“:
Eine Zeichnung von Vincent van Gogh aus dem Jahr 1881 mit Arbeitern aus dem Borinage,
© Impaint/Alamy

Samstag, 2. Juni 1894: Strieler wird von seiner Familie getrennt

„Unter'm 2. Juni v. J. [wurde] dem Strieler das Zusammenleben mit der Schmidt polizeilich untersagt“, berichtet der „Westfälische Merkur“, Nr. 11, am 11. Januar 1895 in der Morgen-Ausgabe über den zweiten Prozesstag. Warum Hermann Strieler von seiner Familie getrennt wird, geht aus dem Zeitungsartikel nicht hervor. Vielleicht sind es die gleichen Gründe, weshalb er in Belgien zweimal zu Haftstrafen verurteilt wurde.

Montag, 2. Juli 1894: Leichenfund

Seit Montag, dem 2. Juli 1894, richtet die regionale Münsteraner Presse die Augen auf Bocholt. Es hat einen Leichenfund gegeben. Die 40-jährige Christina Strieler ist tot. Zur besseren Verständlichkeit und als Orientierungshilfe hat der Autor dieses Dossiers in den

nachfolgenden Originaltexten an einigen Stellen eckige Klammern mit Korrekturen, Erklärungen bzw. Hinweisen eingefügt. Am 3. Juli 1894 berichtet der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 175, in der 1. Ausgabe:

„Bocholt, 2. Juli. Seit heute Morgen [= Montag] herrscht eine ungeheure Aufregung auf einer Straße in der Nähe des Gasthausplatzes. Es wohnte daselbst eine von ihrem Manne getrennte Frau, welche sich mit Putzmachen ernährte. In den letzten Tagen empfing sie den Besuch ihres auswärts weilenden Mannes, seitdem blieb die Wohnung verschlossen. Als auf Veranlassung der beunruhigten Nachbarn die Wohnung geöffnet wurde, lag die Frau im Nachtgewand todt auf den Dielen – wie man meint, erdrosselt. Das Nähere wird die ärztliche und polizeiliche Untersuchung ergeben.“

Montag, 2. Juli 1894: Selbstmord eines Grenzaufsehers

In Bocholt gibt es einen weiteren spektakulären Todesfall innerhalb nur eines Tages: Am 2. Juli, abends gegen 23.00 Uhr, erschießt sich der 39-jährige Grenzaufseher Wilhelm Reuter in der Nähe des Gutes Eving. Er litt an „Congestionen [= Beschwerden des Herzkreislaufsystems] nach dem Kopfe“, wie der „Münsterische Anzeiger“ am 4. Juli 1894 schreibt. „Er hatte durch einen Schuß durch den Mund seinem Leben, das seiner zahlreichen Familie, Frau und 9 oder 10 Kindern, so teuer sein mußte, ein gewaltiges Ziel gesetzt“, wie die „Dortmunder Zeitung“ vom 6. Juli 1894 zu berichten weiß. Warum sich der Grenzaufseher letztendlich erschoss und ob sein Fall etwas mit dem Mordfall Strieler zu tun hat, lässt sich nicht mehr klären.

Dienstag, 3. Juli 1894: Sterberegistereintrag

Im Sterberegister des Standesamts Bocholt erfolgt folgender Eintrag:

„Nr. 228. | Bocholt am 3. Juli 1894. | Dem unterzeichneten Standesbeamten ist heute die nachstehende Anzeige zugegangen. Bocholt den 3. Juli 1894. Dem Königlichen Standesamte zeige hierdurch ich ergebenst an, daß die Ehefrau Hermann Strieler Christine [= Christina] geborene Brand [= Brands] von hier, geboren zu Borken am 23. November 1853, katholisch, verheiratet mit Hermann Strieler, dessen Wohnort unbekannt ist, die Namen der Eltern der Strieler für ebenfalls nicht bekannt, am zweiten dieses Monats Vormittags gegen neun Uhr als Leiche in ihrer Wohnung N^o 535 Gasthausstraße aufgefunden worden ist. | Der Bürgermeister gez. Degener | Der Standesbeamte In Vertretung gez. Rappers | /: Nebenstehend dreißig Zeilen gestrichen :/ Der Standesbeamte In Vertretung gez. Rappers“

Mittwoch, 4. Juli 1894: Beerdigung

Christina Strielers Leiche wird bereits zwei Tage nach ihrem Auffinden am Mittwoch, dem 4. Juli 1894, beerdigt. Das geht aus dem Sterberegister der Pfarre Liebfrauen hervor unter dem Link data.matricula-online.eu. Ein wesentlicher Grund für die schnelle Beerdigung mag gewesen sein, dass sich die Leiche bereits in einem erheblichen Verwesungsprozess befunden haben könnte. In Bocholt herrschen zu dem Zeitpunkt nämlich tropisch heiße Temperaturen, wie aus dem Bericht über den Selbstmord des Grenzaufsehers vom 4. Juli im „Münsterischen Anzeiger“ her-

vorgeht. Mehrere Wochen vergehen, bis sich ein erster Fahndungserfolg einstellt, und zwar am Sonntag, dem 29. Juli 1894.

Sonntag, 29. Juli 1894: Festnahme und 1. Verhörtag

Am 31. Juli 1894 berichtet über die Festnahme und den ersten Verhörtag der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 203, in der 1. Ausgabe:

„Bocholt, 30. Juli. Gestern Nachmittag [= Sonntag] wurden mit dem 4 Uhrs-Zuge, unter Bedeckung eines Gendarmen und geschlossen [= in Metallfesseln], zwei Männer [= Hermann Strieler und Wilhelm Schädel] hier eingebracht, welche im Verdacht stehen, jene Frau ermordet zu haben, die man neulich in ihrer biß dahin verschlossenen Wohnung todt auf den Dielen liegend und mit Strangulationsmarken am Halse auffand. Die Männer – es sind der Ehemann der Verstorbenen und ein fremder – wurden in Wanne verhaftet. Eine Frau aus Bocholt, welche sie damals in der Wohnung der Verstorbenen „zu Besuch“ gesehen hatte, wurde nach Wanne citiert und erkannte die Männer sofort als dieselben. Diese indeß leugneten hartnäckig, in Bocholt gewesen zu sein, was jedenfalls ein verdächtiges Moment ist.“

Apropos „mit dem 4 Uhrs-Zuge“

Wie der „Münsterische Anzeiger“ vom 31. Juli 1894 berichtet, wurden die beiden Beschuldigten „mit dem 4 Uhrs-Zuge“ nach Bocholt gebracht. Der Bocholter Bahnhof liegt damals noch in der

Nähe der Rückseite des 1862 errichteten und 1912/13 an gleicher Stelle neu erbauten und 2023/24 (aufgrund von Kulturvergessenheit!) abgerissenen Schützen- bzw. späteren Brauhauses. Bei dem Bahnhofsgebäude handelt es sich um „ein provisorisches, aus Fachwerk bestehendes, niedriges Bauwerk“, wie Friedrich Reigers in seinem Buch über das 19. Jahrhundert schreibt. Das heutige Bahnhofsgebäude an der Hindenburgstraße stammt aus dem Jahr 1904.

Bocholt besitzt seit dem 1. Juli 1878 eine Eisenbahn-Anbindung, und zwar damals wie heute von Wesel nach Bocholt. „Die Zahl der Züge [...] war anfänglich nur auf 3 hin und zurück festgesetzt. Seitdem hat sich diese Zahl nach und nach bis auf 9 hin und zurück vermehrt“, so Reigers in seinem Buch aus dem Jahr 1907. 1889 gibt es auf der Strecke fünf Zugverbindungen, und zwar um 5.45, 11.34, 15.40 und 19.55 Uhr sowie ein Schnellzug (!) um 12.00 Uhr. Das geht aus einer Veröffentlichung der Zeitung „Allgemeiner Anzeiger für Rheinland-Westphalen“ vom 14. Januar 1890 hervor. Es ist anzunehmen, dass die genannten Zeiten im Wesentlichen wahrscheinlich auch 1894 noch gelten und dass mit dem „4 Uhrs-Zuge“ die Zugverbindung um 15.40 Uhr gemeint ist.

Montag, 30. Juli 1894: 2. Verhörttag I „Münsterischer Anzeiger“

Am 1. August 1894 berichtet über den zweiten Verhörttag der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 204, in der 1. Ausgabe:

„Bocholt, 30. Juli. Von den beiden verhafteten Männern (siehe letzte Correspondenz) hat der eine, welcher ein Schwager des Ehemannes der Ermordeten ist [Hinweis: Lt. Sterbe-Reg. 988/1895,

Münster, war Schädel ledig.], bereits die Mordthat eingestanden: die unglückliche Frau ist aufgehangen worden. Im Laufe des Nachmittags [= Montagnachmittag] fand, unter großem Auflauf der Volksmenge, von Polizei- und Gerichtspersonen eine Durchsuchung der Gartenhecke bei Braunschweigs Fabrik [= ehemalige Weberei auf dem heutigen Gigaset-Gelände an der Kaiser-Wilhelm-Straße] statt, wohin die Mörder den Hausschlüssel ihres Opfers geworfen haben wollten, ebenso eine Nachforschung beim Rosenberg, wo Werthsachen der Ermordeten vergraben sein sollten. Es wurde aber nichts gefunden, obgleich der geständige Mörder, ein kleiner blasser Mann [= Wilhelm Schädel], unter Polizeibedeckung selbst zur Stelle war.“

Montag, 30. Juli 1894: 2. Verhörtag | „Westfälischer Merkur“

Am 1. August 1894 berichtet erstmals über den Mordfall auch der „Westfälische Merkur“, Nr. 208, in der Morgen-Ausgabe:

„Bocholt, 31. Juli. Der Gattenmörder Strieler ist ermittelt und verhaftet worden. Auch sein Mordgehülfe, der Bergmann Schädel aus Wanne, wurde festgenommen. Ueber die Art, wie der Fang gelang, verlautet das Folgende: Vor einigen Tagen richtete Strieler von Wanne aus an Bekannte in Borken oder Wesel einen Brief, worin er sich erkundigte, wie es seiner Frau ginge. Statt ihm Antwort zu geben, machten diese der Polizei von dem Briefe Mittheilung. Dieselbe ließ darauf den Absender, dessen Aufenthalt durch den Brief bekannt geworden war, in Wanne verhaften und stellte durch eine nach Wanne gerufene Zeugin fest, welcher von zwei Gebrüdern Schädel derjenige war, den sie s. Z. bei Strieler in Bocholt gesehen. Der von

ihr bezeichnete wurde daraufhin gleichfalls verhaftet und dann wurden die beiden Mörder nach hier [= Bocholt] transportiert. Gestern [= Montag] fanden die Vernehmungen hier statt. Während Strieler sich noch immer auf's Leugnen verlegt, hat Schädel den Mord bereits eingestanden. Derselbe geschah nach seiner Aussage durch Gift. Er bezeichnete auch eine Stelle auf dem Wege nach Dingden, an der sie das Giftfläschchen und den Hausschlüssel fortgeworfen haben. Den erdrückenden Beweisen gegenüber dürfte Strieler sich demnächst auch wohl zu einem Bekenntniß bequemen.“

Dienstag, 31. Juli 1894: Verhaftung der Maria Schmidt

Am 8. August 1894 veröffentlicht der „General-Anzeiger für Dortmund und die westfälische Provinz“ in der Ausgabe Nr. 184 die Nachricht, dass „die Geliebte des Mörders Strieler, die 26jährige Marie [= Maria] Schmidt aus Bickern,“ zwei Tage nach ihm verhaftet wurde.

Apropos Vernehmung in Bocholt

Die Vernehmung der drei Beschuldigten findet höchstwahrscheinlich im Polizeiamt des Rathauses statt und nicht in der neuen Polizeiwache mit Polizeigefängnis am Ostertor. Inhaftiert sind Strieler, Schädel und Schmidt bis zur Überstellung nach Münster vermutlich im Gerichtsgefängnis im Nordwall. Gerichtsgefängnisse dienten unter anderem der Untersuchungshaft.

Bis 1886 befindet sich die Polizeiwache nebst zweier Arrestzellen im Erdgeschoss des Rathauses. Nach dem Umzug ans

Ostertor verbleiben im Rathaus jedoch noch das Polizeiamt und die Nachtwache. 1886 erhält Bocholt darüber hinaus erstmals einen Polizeikommissar. Entsprechend des städtischen Verwaltungsberichts für das Jahr 1896 hat Bocholt damals rund 16.300 Einwohnerinnen und Einwohner (1890: rund 13.000), für die 9 Polizeibeamte zuständig sind, und zwar 1 Kommissar, 1 Wachtmeister, 5 Sergeanten und 2 Nachtwächter. Hinweis: Alle örtlichen Angaben zu den zuvor genannten Verwaltungseinrichtungen finden sich bei Friedrich Reigers in seinem Buch über das 19. Jahrhundert auf den Seiten 218, 220, 256, 268 und 298.

Foto vom Sitz der Polizei am Ostertor. Das Gebäude wird vermutlich 1910 abgerissen. © Stadtarchiv Bocholt, Bildsammlung 2136



Foto vom Gerichtsgefängnis im Nordwall. Das Gefängnis wird 1938 niedergelegt. © Stadtarchiv Bocholt, Bildsammlung 1681





Historisches Rathaus: Das Gebäude ist zum Zeitpunkt der Bildaufnahme um das Jahr 1895 sowohl Sitz der Stadtverwaltung als auch bis 1911 des Amtsgerichts. Laut Friedrich Reigers befand sich die Stadtverwaltung, zu der auch das Polizeiamt gehörte, im Erdgeschoss und in einem kleinen Teil des zweiten Geschosses. Das Amtsgericht befand sich in den Obergeschossen.
© Bildarchiv Foto Marburg

Apropos Bekannte Strieler in Wesel

Wie aus dem Artikel des „Westfälischen Merkur“ vom 1. August 1894 hervorgeht, richtete Strieler einen Brief an Bekannte, und zwar vermutlich nicht in Borken, sondern in Wesel. Denn dabei könnte es sich durchaus um weit entfernte Verwandtschaft gehan-

delt haben. Der „Münsterische Anzeiger“ berichtet nämlich von einem Wilhelm Streger, genannt Strieler, aus Wesel, und zwar in den Ausgaben Nr. 132 vom 13.6.1858, Nr. 138 vom 20.6.1858 und Nr. 79 vom 7.4.1859. Streger werden Landstreicherei, Diebstähle und ein Gefängnisausbruch vorgeworfen. Dafür erhält er zwei Jahres Zuchthaus. Weshalb Wilhelm Streger ‚Strieler‘ genannt wird, lässt sich nur vermuten. Vielleicht war er das Stiefkind eines Strieler.

Berichte anderer Zeitungen über den Stand der Ermittlungen

Neben den beiden Münsteraner Zeitungen berichten auch andere Zeitungen über den Fall. So veröffentlicht mit bemerkenswert rund einwöchiger Verspätung der „General-Anzeiger für Dortmund und die westfälische Provinz“ am 8. August 1894 in der Ausgabe Nr. 184 die Nachricht, dass die beiden Tatverdächtigen versucht hätten, „die Frau an einem in die Thür geschlagenen Nagel zu erhängen. Der Nagel erwies sich aber als zu schwach und so fand man die Leiche der Ermordeten andern Tags hinter der Thür.“ Das ist wenig plausibel, da die mangelnde Tragfähigkeit des Nagels den Tatverdächtigen bewusst gewesen sein müsste. Der Nagel in der Tür des Nebenraums saß dort vermutlich schon seit Langem und könnte Christina Strieler zum Aufhängen von etwas Leichtem wie zum Beispiel eines Bügels mit einem „herausgeputzten“ Kleid gedient haben. Außerdem berichtet der Dortmunder General-Anzeiger von Opium, einem damals weit verbreiteten Schmerz- und Beruhigungs- bzw. Betäubungsmittel, statt von Gift, wie das der „Westfälische Merkur“ tut.

Bei der Berichterstattung sind also noch viele Ungereimtheiten im Spiel, schließlich ist die Befragung der drei Beschuldigten und die der Zeugen durch Polizei und eventuell Staatsanwaltschaft bei Veröffentlichung der Artikel noch nicht abgeschlossen. Die Befragung wird rund zwei bis drei Wochen vor Ort in Bocholt in Anspruch genommen haben. Manche Widersprüchlichkeit in Detailfragen mag daher auch wohl eher auf die Fantasie des jeweiligen Korrespondenten zurückzuführen sein bzw. auf Belastungsbauptungen von Zeugen, die nicht unbedingt den Tatsachen entsprechen.

Aber egal ob es nun Opium oder Gift, ein Nagel in der Tür oder eine andere Befestigung war: Das Vorgehen der beiden Bergleute war dilettantisch, wie die vorhergehende und weitere Presseberichterstattung zeigt. Sie kommen und verschwinden am helllichten Tag und werden dabei von Nachbarn der Ermordeten gesehen. Wie unvorsichtig und naiv! Sie versuchen Christina Strieler Gift bzw. Opium einzuflößen, um sie auszuknocken. Als das nicht klappt, versucht man, ob beabsichtigt oder unbeabsichtigt, sie zu erwürgen. Da das auch nicht klappt, wird sie erdrosselt. Zu guter Letzt hängen die beiden die tote Christina Strieler auf. Aber auch das klappt nicht: Die Leiche kommt wieder herunter. Dabei scheint man sich noch nicht einmal sicher gewesen zu sein, ob sie nun wirklich tot ist, ansonsten hätte Strieler ja keinen Brief an Bekannte schreiben müssen, um sich nach dem Befinden seiner Ehefrau zu erkundigen.

Dieser Dilettantismus spricht Bände und nährt Zweifel, ob tatsächlich ein Mord geplant war und Strielers zu denken gebender Ausspruch kurz vor der Exekution „Ich bin unschuldig an der That“ nicht doch einen wahren Kern hat. Wer weiß?!

Gefängnis und Schwurgericht

Nach Abschluss der Beweisaufnahme in Bocholt werden Strieler, Schädel und Schmidt ins Gerichtsgefängnis am Landgericht in Münster überstellt. Es befindet sich damals unmittelbar hinter dem Gerichtsgebäude. Am Landgericht erwartet sie wegen der Schwere der Straftat ein Schwurgerichtsverfahren. Das Verfahren findet am 9. und 10. Januar 1895 statt. Es wird von vielen Zeitungen begleitet, unter anderem vom „Münsterischen Anzeiger“ und „Westfälischen Merkur“. Beide Zeitungen waren sowohl lokal als auch regional und überregional ausgerichtet – und hatten ihren Sitz in Münster, was sie für die Berichterstattung über den Mordprozess geradezu prädestinierte und zum Mittel der Wahl bei der Erstellung dieses Dossiers machte.

Alte Postkarte vom Landgericht Münster, © Stadtarchiv Münster, Postkartensammlung, Nr. 702



Allerdings berichteten die beiden Zeitungen über den Prozess inhaltlich nicht immer übereinstimmend und vollständig. Manches ist auch nicht immer recht schlüssig. So findet zum Beispiel der wichtige Umstand, dass Hermann Strieler und Maria Schmidt gemeinsame Kinder hatten, kaum Erwähnung. Da der Wahrheitsgehalt der Berichte heute kaum noch zu überprüfen ist, muss man sie daher wie Tatsachenbehauptungen behandeln, die wahr, bedingt wahr oder schlichtweg falsch sein können und Spielraum für Interpretationen lassen. Das alles wirft bei den Lesenden Fragen auf. Fragen, auf die man sich selbst einen Reim machen muss, so wie das der Autor dieses Dossiers auf den Seiten 32 ff. getan hat mit der fiktiven Geschichte „Gespräch mit einem Mörder“.

Exkurs: Schwurgericht

Ein Schwur- bzw. Geschworenengericht ist ein Gericht, in dem Geschworene bei besonders schwerwiegenden Kriminalfällen wie zum Beispiel Mord an der Entscheidung beteiligt sind. Die Geschworenen sind keine Juristen, sondern meist unbeteiligte Bürger, die durch Abstimmung ein Urteil fällen. Der Name Geschworener kommt daher, dass diese Bürger traditionell auf das Recht bzw. Gesetz und ihr Gewissen schwören mussten.

Durch das 1879 in Kraft getretene Gerichtsverfassungsgesetz (GVG) wurden Schwurgerichte als periodisch bei den Landgerichten zusammentretende Spruchkörper eingerichtet und bestanden „aus drei richterlichen Mitgliedern mit Einschluss des Vorsitzenden und aus zwölf zur Entscheidung der Schuldfrage berufenen Geschworenen“. Die Geschworenen befanden über die Schuld des Angeklag-

ten, die Berufsrichter über das Strafmaß. Zur Hauptverhandlung im Schwurgericht hatten 30 Geschworene zu erscheinen, von denen der Angeklagte (im Mordfall Christina Strieler: Hermann Strieler, Wilhelm Schädel und Maria Schmidt) und der Staatsanwalt zusammen so viele ablehnen durften, bis nur noch zwölf übrigblieben.

Die Entscheidung der Geschworenen musste nicht begründet werden, sodass eine auf Sachrügen gestützte Revision faktisch aussichtslos war: Der Nachweis falscher Rechtsanwendung ließ sich so nicht führen. Bei der Strafzumessung schließlich, bei der die Geschworenen am ehesten hätten nützlich sein können, durften sie nicht mitwirken. 1924 wurden die Geschworenengerichte abgeschafft.

1. Prozesstag, Mittwoch, 9. Januar 1895 I

„Westfälischer Merkur“

Am 9. Januar 1895 berichtet über den ersten Prozesstag der „Westfälische Merkur“, Nr. 9, in der Abend-Ausgabe:

„Münster, 9. Januar. Die heutige Verhandlung betrifft Mord bezw. Anreizung dazu. Angeklagt sind: 1) Bergmann Wilhelm Schädel aus Bickern, geb. am 25. März 1869 zu Dettersbach [= Dittersbach bei Waldenburg, Niederschlesien (heute Polen), lt. Sterbe-Reg. 988/1895, Münster], evangelisch :2) Bergmann Herm. Strieler aus Bickern, geb. am 27. Januar 1857 zu Mellinghofen, katholisch :3) Näherin Maria Schmidt aus Bickern, geb. am 21. December 1867 in Styrum. Die Anklage beschuldigt die beiden ersten Angeklag-

ten, in der Nacht vom 29. zum 30. Juni v. J. die Ehefrau Strieler vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet zu haben. Die Angeklagte Schmidt soll die Beiden durch Geschenke und Versprechungen zu diesem Morde angereizt haben. Nach Feststellung der Personalien und Verlesung des Eröffnungsbeschlusses wird vorläufig die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Bis zur Mittagspause war erst der zweite Angeklagte vernommen worden.“

1. Prozesstag, Mittwoch, 9. Januar 1895 | „Münsterischer Anzeiger“

Der „Münsterische Anzeiger“ setzt in der Berichterstattung auf Fortsetzungsfolgen. In der ersten Folge berichtet am 9. Januar 1895 über den ersten Prozesstag der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 8, in der 2. Ausgabe:

„Münster, 9. Januar. Der Mord in der Gasthausstraße in Bocholt gelangt heute und Morgen am hiesigen Schwurgericht zur Verhandlung.

Auf der Anklagebank sitzen die Bergleute Schädel, 26 Jahre, Strieder [= Strieler], 38 Jahre und die unverehelichte Näherin Schmidt, 28 Jahre alt, sämmtlich zuletzt in Bickern bei Wanne wohnhaft. Schädel und Strieder sind angeklagt, die Ehefrau des letzteren, die von diesem getrennt lebt, vorsätzlich und mit Ueberlegung gemeinsam handelnd in der Nacht vom 29. Juni 1894 zu Bocholt getödtet zu haben. Die Angeklagte Schmidt ist beschuldigt, jene beiden zu dem Morde angestiftet zu haben.

Seitens der durch den Herrn Ersten Staatsanwalt v. Graffon und Prittwitz vertretenen Staatsanwaltschaft sind 34 Zeugen geladen

aus Bickern, Bocholt, Mülheim-Ruhr, Belgien etc. Den Vorsitz führt Herr Landgerichtsdirektor Dr. Büscher, die Vertheidigung haben übernommen die Herren Justizrath Neuhaus und Rechtsanwälte Schröder und Schmiz.

Der Angeklagte Strieder war mit der Ermordeten (geb. Brandt [= Brands] aus Borken) seit November 1880 verheiratet. Die Ehe ist eine glückliche nie gewesen, und so kam es bald zu wiederholten Trennungen und Wiedervereinigungen, letztere stets wieder von der Frau angestrebt, da sie ihren Mann wirklich liebte.

Längere Zeit stand Strieder in Belgien, und zwar auf einer Zeche im Becken von Mons [= Mons-lez-Liège bei Lüttich], in Arbeit; während dieses Aufenthaltes versuchte die ermordete Frau Strieder wiederholt, ihren Mann zur Rückkehr zu bewegen, während letzterer eine Ehescheidung herbeizuführen strebte. Beider Bemühungen waren erfolglos; indessen kehrte Strieder vor etwa Jahresfrist nach Deutschland zurück und suchte und fand Arbeit auf einer Zeche bei Wanne. Dort miethete er sich als Kostgänger bei dem Bruder des zweiten Angeklagten ein. Seine wiederholten Bemühungen behufs Herbeiführung einer Ehescheidung blieben erfolglos, und nun soll die Schandt [= die Geburt fünf unehelicher Kinder; siehe S. 81 ff.], mit welcher er während seines Aufenthaltes in Belgien bekannt geworden war, diejenige gewesen sein, die den Gedanken einer Auflösung jener Ehe weiter verfolgt habe und schließlich dazu gekommen sei, dem Strieder das Ausderwelt-schaffen seiner Frau nahezulegen und die That ins Werk zu setzen. (Fortsetzung folgt.)“

In der zweiten Folge berichtet am 10. Januar 1895 über den ersten Prozesstag der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 9, in der 1. Ausgabe:

„Münster, 9. Januar. Der Mord in der Gasthaus-Straße in Bocholt. (Fortsetzung.)

Der Angeklagte Schädel legte bei seiner heutigen [= Mittwoch] Vernehmung ein volles Geständniß ab, das nach Ansicht des Schwurgerichts-Vorsitzenden im Großen und Ganzen wohl als wahrheitsgetreu gelten kann und daher diesem Berichte als Unterlage dienen mag. Nach Schädel's Aussage, die auch durch die Zeugenangaben und die Angeklagten Strieder und Maria Schmidt bestätigt wurde, ist Strieder am 10. Juni nach Bocholt gereist, um sich angeblich mit seiner Frau betreffs der Ehescheidung zu besprechen. Ein Zweifel darüber, daß diese Reise wohl mehr der Auskundschaftung der Oertlichkeit u. s. w. gegolten habe, kann wohl kaum obwalten, während die ermordete Ehefrau Strieder die Ansicht hegte, eine volle Aussöhnung erreicht bzw. angebahnt zu haben und dieser Ansicht in ihrer Aeüßerung gegenüber den Nachbarn auch freudigen Ausdruck gab. Auf Anstiften der Schmidt will Schädel dann einige Tage später sich wieder nach Bocholt begeben haben behufs Ausübung eines teuflischen Bubenstückes, durch welches dem Strieder ein Anhaltspunkt zur Durchführung der Ehescheidungsklage an die Hand gegeben werden sollte. Als dieser Plan mißlang, reisten Strieder und Schädel am Peter- und Paulstage abermals nach Bocholt, dieses Mal fest entschlossen, so oder so, und sei es durch Mord, eine endgültige Entscheidung herbeizuführen. Sie fanden seitens der Ehefrau Strieder die gastfreundlichste Aufnahme, ließen sich jedoch dadurch in ihrem bösen Vorhaben nicht mehr wankend machen und brachten die schreckliche That am frühesten Morgen des folgen-

den Tages zur Ausführung. Entdeckt wurde der Mord am 1. oder 2. Juli, und eine merkwürdige Verkettung von Umständen wollte es, daß seitens der Behörden zunächst Selbstmord angenommen bzw. die Verfolgung auf gänzlich unbetheiligte Personen gelenkt wurde. Erst Ende Juli kamen die Thäter und die Schmidt in Haft, und nun sah sich die Untersuchung zunächst einem überaus schlaun Lügengewebe gegenüber, dessen Urheberschaft zweifellos der Schmidt zuzurechnen ist.

Indessen ist inzwischen durch die sorgsamste Untersuchung, durch die umfangreichen Zeugenaussagen und das heutige Geständniß des Schädel, dem Strieder zum Theil beitrug (die Schmidt dagegen bestritt durchaus, die Beiden zu der That angestiftet, oder ihnen irgendwie durch Rath und That Beistand geleistet zu haben), die Schuld der Angeklagten klargestellt. Einzelheiten über die Vorbereitung und den Vollzug der That entziehen sich dem Rahmen dieses Berichtes, nur das möge betont werden, daß die überaus schlaun Ueberlegungen und Machenschaften der Missethäter durch Gottes Fügung in wahrhaft überraschender Weise durchkreuzt wurden, so daß viel eher und weit mehr Licht in die dunkle Angelegenheit kam, als nach menschlicher Ermessung so bald zu erwarten war. So nahm denn die Verhandlung unter der energischen Führung des Vorsitzenden einen so schnellen Fortgang, daß nach dem durch eine mittägige Pause unterbrochenen Verhör der Angeklagten gegen 6 Uhr heute Abend die Vernehmung der Zeugen beginnen konnte. Von diesen äußerten sich die Herren Schneidermeister Neuhan, Nachbar der Ermordeten, Fuhrunternehmer Fritsch (früher Polizeiwachtmeister), Polizei-Commissar Wald und Wirth Paul Kottmeier [= Paul Pottmeyer?; siehe S. 84 ff.], sämmtlich aus Bocholt, über das Auffinden der Leiche und den übrigen Befund am Thatorte, zu deren Aussagen die Herren Amtsrichter Schulte,

Sanitätsrath Dr. Munsch, Handelsmann Engeling und Maurer Schlieffe ergänzend und erläuternd hinzutraten.

Die sachverständigen Gutachten der Herren Kreiswundarzt Dr. Eckepohl - Borken und Sanitätsrath Dr. Munsch - Bocholt stellten es außer Zweifel, daß von Selbstmord nicht die Rede sein könne, und gaben Aufschluß über den wahrscheinlichen Verlauf der entsetzlichen That. Von besonderem Interesse war das Zeugniß der Frau Webermeister Lehmkuhl - Bocholt, die an dem verhängnißvollen Abende stille Beobachterin der weitem Vorgänge in dem Frau Striederschen Hause gewesen ist. Die Zeuginnen Christine Terivor und Dina Neuhan haben die Mörder gesehen und wieder-erkannt, während diese der festen Ueberzeugung lebten, daß kein Mensch um ihre Anwesenheit in Bocholt wisse, und sich demgemäß auch schon in Sicherheit wiegten, als der Verdacht anfänglich an ihnen vorüberzugehen schien.

Um 9 Uhr Abends wurde die Sitzung auf Donnerstag vertagt. (Fortsetzung folgt.)“

Anmerkung: Was das im ersten Absatz erwähnte „teuflische Bubenstück“, das Schädel misslungen ist, gewesen sein soll, geht aus dem Artikel des „Münsterischen Anzeiger“ nicht hervor. Die „Dortmunder Zeitung“ berichtet in der Ausgabe vom 13. Januar 1895 Folgendes: „Der Angeklagte Schädel reiste am 10. Juni nach Bocholt, um auf irgendeine Weise die Scheidung herbeizuführen. Trotzdem er mit der Photographie des Strieler und einem Medaillon desselben zu seiner Legitimation als Freund des Strieler versehen war, musste er unverrichteter Sache zurückfahren.“

Dazu zwei Notizen: Erstens, nicht Schädel reiste am 10. Juni nach Bocholt, sondern Strieler laut dem „Münsterischen Anzeiger“, was viel plausibler ist. Schädel fuhr demnach erst ein paar

Tage später nach Bocholt. Zweitens, welches Bubenstück Schädel mit einer Fotografie und einem Medaillon Strielers hätte bewerkstelligen können, ist nur schwer vorstellbar. Es ist anzunehmen, dass auch dieses Detail eher der Fantasie des berichtenden Korrespondenten entspringt bzw. der Belastungsbehauptung eines Zeugen.

2. Prozesstag, Donnerstag, 10. Januar 1895 | „Münsterischer Anzeiger“

In der dritten Folge berichtet am 10. Januar 1895 über den zweiten Prozesstag der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 9, in der 2. Ausgabe:

„Münster, 10. Januar. Der Mord in der Gasthaus-Straße in Bocholt. (Fortsetzung.)

Heute wurde die Verhandlung mit der Vernehmung der dritten Gruppe von Zeugen begonnen, die über das Verhalten Strieders zu seiner ermordeten Ehefrau auszusagen berufen waren. Es spielten sich in diesem Stadium des Prozesses allerdings keinerlei sogenannte „dramatische“ oder „interessante Zwischenfälle“ ab, aber gerade darum wirkten die Auslassungen dieser meist einfachen Leute nur so überzeugender und thaten vor Allem dar, daß die Ermordete eine durch und durch brave und echt religiöse Frau gewesen ist und ihrem Manne eine nicht einmal durch die grausamste und nichtswürdigste Behandlung zu erschütternde Liebe zugewendet und bis zu ihrem tragischen Ende bewahrt hat.

Da waren der Bruder der Unglücklichen, Schmied Brandt aus Borken, die Ehefrau Bergmann Frintrop aus Oberhausen, der Polizeiwachtmeister Nobel aus Dümpten, ferner die Wwe. Wening und

Ehefrau Soestmeier aus Bocholt, die alle ohne Ausnahme theils aus Mittheilungen der Verstorbenen, theils aus eigener Anschauung darüber berichteten, in wie unchristlicher und unmenschlicher Art der Angeklagte Strieder seine Frau behandelt und in völlig ungerechtfertigter Weise mißhandelt habe.

Nachdem sie ihr ganzes nicht unbeträchtliches Vermögen für ihn aufgeopfert hatte und dafür nur Undank und wörtliche wie thätliche Beleidigungen einerntete, nachdem sie wiederholt nach seinen ihr Leben bedrohenden Mißhandlungen hatte fliehen müssen, hat sie ihm doch stets in Liebe und Treue angehangen.

Immer und immer wieder hat die Ermordete ihre Versuche erneut, ihren Ehemann aus dem Verhältniß zu der Schmidt zu befreien, und als im Gange der Ereignisse Schädel wie Strieder ihr zu verstehen gaben, daß Mord und Todschat die Folgen sein könnten, wenn sie nicht in eine Ehescheidung willige, da ist ihr nicht entfernt der Gedanke gekommen, daß etwa sie bedroht sein könnte, sondern sie hat stets zur Furcht geäußert um die Sicherheit und das Leben ihres Mannes, dessen heuchlerischen Versicherungen sie Glauben schenkte und von dem sie fürchtete, daß die Angehörigen der Schmidt ihm gefährlich werden möchten.

Eine weitere Gruppe von Zeugen unter denen sich Herr Justizrath Coppenrath - Münster, Cassenbeamter Schulz, Frau Striethoff und die Ww. Gastwirth Bonhoff aus Bocholt befanden, äußerte sich zu den seitens des Angeklagten bezw. auf dessen Betreiben angestellten Schritten behufs Herbeiführung einer Ehescheidung. Und wiederum trat in allen Auslassungen und allem zur Sprache Gebrachten als höchst charakteristisch die fast unbegreifliche Liebe der Ermordeten zu ihrem Ehemann hervor.

Die Aussagen der meisten im Bezirk Bickern wohnenden letzten Zeugen bezogen sich auf die der Schreckensthat folgenden Ereig-

nisse (Verhaftung der Angeklagten etc.) Der unvereidigt vernommene Vater der Schmidt betonte n. A., daß er mit dem Verhältniß seiner Tochter zu Strieder niemals einverstanden gewesen und zumeist wohl nur aus diesem Grunde von seiner Tochter verlassen worden sei. Erwähnung verdient noch die Thatsache, daß der Angeklagte Schädel nach seiner Verhaftung zweimal Selbstmordversuch gemacht hat, und daß sein Geständniß wohl lediglich auf die Einwirkung des Gefängnißgeistlichen zurückzuführen ist. Gegen 12 ½ wurde die Beweisaufnahme geschlossen. (Schluß folgt.)“

In der vierten und letzten Folge berichtet am 11. Januar 1895 über den zweiten Prozesstag der „Münsterische Anzeiger“ in der Ausgabe Nr. 10:

„Münster, 10. Januar. Der Mord in der Gasthaus-Straße in Bocholt. (Schluß.)

Um 3 Uhr heute Nachmittag [= Donnerstag] wurden die Verhandlungen mit dem Plaidoyer des Herrn Ersten Staatsanwalts von Prittwitz und Gaffron wieder eröffnet.

In ausführlicher und ebenso überzeugender als formgewandter Darstellung brachte der Vertreter der königl. Staatsanwaltschaft die einzelnen in diesem Bericht zum größeren Theil bereits hervorgehobenen Thatsachen und Vorgänge bezüglich der Schuld der Angeklagten und alle diesen oder jenen derselben belastenden Momente zur Geltung und schloß seine Rede mit dem Antrage an die Herren Geschworenen, die Schuldfragen vollinhaltlich zu bejahen.

Die Berathung der Geschworenen über die 14 ihnen zur Beantwortung vorgelegten Schuldfragen nahm gegen 3 Stunden in Anspruch. Um 9 ¼ Uhr verkündete der Obmann als den Wahrspruch

der Geschworenen, daß die Angeklagten Schädel und Strieder des vorsätzlich mit Ueberlegung und gemeinsam an der Ehefrau Christine Strieder verübten Mordes schuldig seien, und daß der Maria Schmidt nur die Begünstigung der Thäter zur Last gelegt worden sei. (Der Thatbestand dieser Begünstigung dürfte hauptsächlich darin gefunden worden sein, daß die Angeklagte Schmidt u. U. nach jener Schreckensnacht für alle drei an der Sache mehr oder weniger Betheiligten höchst geschickt einen Alibi-Beweis zu konstruiren versuchte.)

Auf Grund des Wahrspruchs der Geschworenen brachte der Herr Erste Staatsanwalt gegen Schädel und Strieder die Todesstrafe, gegen die Maria Schmidt ein Jahr Gefängniß (die höchste für Begünstigung gesetzlich vorgesehene Strafe) in Antrag.

Nach halbstündiger Beratung erkannte der Gerichtshof diesem Antrage gemäß und verurtheilte die Angeklagten Bergmann Wilhelm Schädel und Bergmann Hermann Strieder zum Tode, die Maria Schmidt zu einjähriger Gefängnißstrafe.

Die Kosten des Prozesses wurden den Verurtheilten zur Last gelegt, auch den beiden ersten Verurtheilten die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt. Die Sitzung wurde 9 $\frac{3}{4}$ Uhr Abends geschlossen.“

Anmerkung: Wie aus dem Artikel des „Münsterischen Anzeiger“ zu entnehmen ist, nahm „die Berathung der Geschworenen über die 14 ihnen zur Beantwortung vorgelegten Schuldfragen [...] gegen 3 Stunden in Anspruch“. Wäre der Fall klar und eindeutig gewesen, hätten sich die Geschworenen für ihren „Wahrspruch“ nicht so viel Zeit zur Reflexion und Diskussion nehmen müssen. Es bestand also noch erheblicher Gesprächsbedarf. Vielleicht gab es Zweifel!

2. Prozesstag, Donnerstag, 10. Januar 1895 | „Westfälischer Merkur“

Am 11. Januar 1895 berichtet über den zweiten Prozesstag der „Westfälische Merkur“, Nr. 11, in der Morgen-Ausgabe:

„Münster, 11. Januar. Die Verhandlung gegen die Bergleute Schädel und Strieler und die Näherin Maria Schmidt, Alle aus Bickern, ging gestern Abend [= Donnerstag] zu Ende. Es handelt sich, wie schon gemeldet, um das Verbrechen des Mordes, begangen in der Nacht vom 29. zum 30. Juni v. J. an der Ehefrau des Mitangeklagten Strieler. Schädel und Strieler sind des Mordes und die Schmidt der Anreizung dazu beschuldigt. Der Angeklagte Strieler hat seine Ehefrau, die älter als er war, nur des Vermögens wegen geheiratet, und die Ehe war eine sehr unglückliche. Strieler ging dann nach Belgien, wo er die Schmidt kennen lernte und mit derselben ein Zusammenleben begann, dessen Folge sechs uneheliche Kinder [= fünf; siehe S. 81 ff.] waren. Die gemordete Frau Strieler reiste nach Belgien, um eine Aussöhnung herbeizuführen. Ganz entschieden weigerte sie sich, in eine Ehescheidung zu willigen. Als Strieler und die Schmidt nach Bickern gezogen waren und weiter in wilder Ehe lebten, wurde unter'm 2. Juni v. J. dem Strieler das Zusammenleben mit der Schmidt polizeilich untersagt. Nun scheint der Gedanke in ihm aufgestiegen zu sein, sich der Ketten, die den Strieler an seine Ehefrau schmiedeten, zu entledigen. Der Angeklagte Schädel reiste am 10. Juni nach Bocholt, um auf irgendeine Weise einen Grund zur Ehescheidung herbeizuführen, erreichte aber nichts [= siehe Anm. S. 106 ff.]. Nun fuhren am 29. Juni v. J. beide Angeklagte nach Bocholt. Frau Strieler nahm ihren Mann mit Freude auf und ließ Bier und [Hinweis: Hier endet

der Satz abrupt!]) Während der Nacht hat Schädel die Frau gewürgt und Strieler mit einem Handtuch sie vollends erdrosselt. Dann haben beide die Leiche ins Nebenzimmer geschleift und dort aufgehängt. Strieler und die Schmidt sollen dem Schädel für den Mord eine größere Summe Geldes versprochen haben. Den Geschworenen wurden [Hinweis: am Donnerstag] 14 Fragen vorgelegt. Der Herr Staatsanwalt begründete die Anklage in dreiviertelstündiger Rede und beantragt Schuldig wegen Mordes resp. Anstiftung dazu. Von den Angeklagten ist Schädel in allen Theilen geständig. Strieler und die Schmidt leugnen. Der Spruch der Geschworenen lautet auf schuldig des Mordes betreffs Schädler und Strieler und der Begünstigung betreffs der Schmidt. Darauf verurtheilt das Gericht die Angeklagten Schädel und Strieler zum Tode und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, die Maria Schmidt zu einem Jahr Gefängniß. Die Sitzung dauerte bis 10 Uhr Abends.“

Strieler legt Revision ein

Am 20. Januar 1895 berichtet der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 19, in der 1. Ausgabe:

„Münster, 19. Januar. Dem Vernehmen nach hat der Bergmann Strieder gegen das ihn zum Tode verurtheilende Erkenntniß des hiesigen Schwurgerichts Revision eingelegt.“

Hinweis: Wie im Exkurs über das Schwurgericht auf Seite 100 ff. bereits ausgeführt wird, war die Revision Strielers faktisch aussichtslos.

Samstag, 31. August 1895: Hinrichtung

Am 31. August 1895 berichtet über die Hinrichtung der „Münsterische Anzeiger“, Nr. 235, in der 2. Ausgabe:

„Münster, 31. August. Heute früh 6 Uhr wurde die Hinrichtung der beiden Bergleute Schädel und Strieler, welche in der Peter- und Paulsnacht des vorigen Jahres die Frau Strieler kaltblütig ermordet hatten, durch den Scharfrichter Reindl [= Reindel] vollzogen.

Ueber die heute früh vollzogene Doppelhinrichtung werden uns von einem Augenzeugen folgende Einzelheiten gemeldet: Das Gerüst war auf dem kleinen inneren Hofe des Gerichtsgefängnisses aufgeschlagen. Es waren zugegen der Staatsanwalt Dr. Voigt, Amtsgerichtsrath Weingärtner, Gerichtsschreiber Modersohn und anderen Herren vom Gericht in Amtstracht, vom Stadtverordnetencollegium die Herren Ernst, Hochherz, Junkermann, Dr. Thalmann und Wagener. Als Scharfrichter fungirte Herr Reindl sen. aus Magdeburg mit Unterstützung von 3 Gehülfen. Punkt 6 ½ Uhr wurde unter dem Läuten des Armensünderglöckchens Schädel in den Hof geführt. Nach Verlesung des Urtheils und der Allerhöchsten Bestätigung desgleichen fragte der Herr Staatsanwalt den Delinquenten, ob er noch etwas auszuführen habe. Schädel, der überhaupt gefaßt erschien, antwortete mit einem kräftigen „Nein“. Sofort ging die Execution, die übrigens mit dem Beil (nicht mit dem Fallbeil) vollzogen wurde, rasch und ohne Zwischenfall vor sich. Der Leichnam wurde eingesargt. Nachdem das Gerüst wieder hergerichtet war, wurde Strieler, die Schritte wankend, die Augen vom Weinen geschwollen, hereingeführt. Er antwortete auf die übliche Frage: „Ich bin unschuldig an der That.“ Auch die zweite Execution war in wenigen

Augenblicken vorbei. Den geistlichen Beistand leistete bei Schädel Herr Pfarrer Knodt, bei Strieler Herr Kaplan Wibbelt.“

Exkurs: Hinrichtungen durch Scharfrichter Friedrich Reindel

1851 wird im preußischen Strafgesetzbuch festgelegt, dass Hinrichtungen nur noch in umschlossenen Räumen wie zum Beispiel Gefängnishöfen vollzogen werden dürfen. Die öffentlichen Hinrichtungen gehörten damit in Preußen der Vergangenheit an. Hinrichtungen führte unter anderem der preußische Scharfrichter Friedrich Reindel (1824-1908) durch. Er betrieb in Magdeburg eine Abdeckerei und vollzog mindestens 212 Hinrichtungen. Dazu reiste er im Auftrag der Gerichte durch den gesamten norddeutschen Raum, unter anderem nach Münster, um Mörder mittels Handbeil oder Guillotine zu enthaupten.

Reindel konstruierte die Richtbank „behufs humanerer, schnellerer und sicherer Ausführung der Exekution“ (Quelle: Wikipedia). Dabei handelt es sich um eine niedrige stabile Bank, die hinter dem Richtblock aufgestellt wurde und auf der der Verurteilte auf dem Bauch liegend festgebunden lag. Zwischen Block und Bank befand sich ein kleiner Zwischenraum, unter dem der Blutkasten hing. Dieser fing dann das Blut auf, das dem enthaupteten Körper stoßweise entströmte. Fehlte der Kasten, wurden Sägespäne um den Block aufgeschüttet, die das Blut aufsogen. Nach der Enthauptung war es Aufgabe der Strafgefangenen, die

Leichname der Delinquenten aufzunehmen, einzusargen und auf dem Anstaltsfriedhof des Gefängnisses zu beerdigen.



Als Richtbeil überlieferte Beilklinge.
© Stadtmuseum Hagen

Über die Hinrichtung Strielers und Schädels schreibt Reindel in seinem Tagebuch: „An beiden Körpern waren durchaus keine Bewegungen oder Zuckungen nach der Hinrichtung zu bemerken. Herr Pfarrer Knodt leistete dem ersten, Herr Kaplan Wibbelt dem zweiten Verurtheilten den geistlichen Beistand. Eine große Menschenmenge hatte sich vor dem Gerichtsgebäude auf dem Neuplatz angesammelt. Die beiden Hinrichtungen wurden schnell und sicher vollzogen.“

Bekanntmachung.

Die durch rechtskräftiges Erkenntniß des Königlichen Schwurgerichts zu Münster vom 10. Januar 1895 wegen gemeinschaftlichen Mordes zum Tode verurtheilten Bergleute Wilhelm Schädel und Hermann Strieler aus Bickern bei Wanne sind heute früh 6 1/2 Uhr in dem umschlossenen Hofe des hiesigen Gerichtsgefängnisses mittels des Beiles enthauptet worden.

Münster, 31. Aug. 1895.
Der Erste Staatsanwalt

„Bekanntmachung.

Die durch rechtskräftiges Erkenntniß des Königlichen Schwurgerichts zu Münster vom 10. Januar 1895 wegen gemeinschaftlichen Mordes zum Tode verurtheilten Bergleute Wilhelm Schädel und Hermann Strieler aus Bickern bei Wanne sind heute früh 6 1/2 Uhr in dem umschlossenen Hofe des hiesigen Gerichtsgefängnisses mittels des Beiles enthauptet worden.

Münster, 31. Aug. 1895.
Der Erste Staatsanwalt“

Sonntag, 1. September 1895: Öffentliche Bekanntmachung

Am 1. September 1895 erfolgt die öffentliche Bekanntmachung über die Urteilsvollstreckung, und zwar im „Münsterischen Anzeiger“, Nr. 236, 2. Ausgabe, im „Westfälischen Merkur“, Nr. 241, 2. Blatt und, wie Friedrich Reigers schreibt, an den Straßenecken von Bocholt.

Was danach geschieht

Wie aus dem Artikel des „Westfälischen Merkur“ vom 11. Januar 1895 hervorgeht, erhält Maria Schmidt eine einjährige Haftstrafe. Nach ihrer Haftentlassung heiratet die mittlerweile 30-Jährige Anfang 1898 in Wanne sowohl standesamtlich als auch kirchlich (!) einen etwa gleichaltrigen Bergmann preußisch-polnischer Herkunft. Mit ihm hat sie mindestens neun Kinder, von denen nur drei das Erwachsenenalter erreichen. Die drei Kinder wandern in der ersten Hälfte der 1920er Jahre in die USA aus.

Maria Schmidts Vater lebt 1898 übrigens auch in Wanne. Im Heiratsregister des Standesamtes wird er als Bahnwärter bezeichnet, in dem der Kirche als Tagelöhner. Es stellt sich die Frage, wie dieser Umstand zu erklären ist. Wahrscheinlich ging er als Tagelöhner hin und wieder aushilfsweise der Tätigkeit eines Bahnwärters nach, und zwar als Schranken- bzw. aufgrund seiner geringen Qualifikation wohl eher als Streckenwärter.

Über das spätere Schicksal Maria Schmidts und das ihrer beiden Kinder mit Hermann Strieler konnte bis zur Aktualisierung dieses Dossiers mit Stand Oktober 2025 nichts herausgefunden werden. Vielleicht sind die beiden Kinder Dina Maria und Louise nach

der Verhaftung ihrer Eltern vorübergehend oder auf Dauer bei Verwandten, Pflegeeltern oder in einem Waisenhaus untergekommen, unter Umständen sogar bei Freunden in Belgien.

Am 26. Juli 1898 veröffentlicht die Zeitung „Deutscher Reichsanzeiger und königlich Preußischer Staatsanzeiger“ mit Sitz in Berlin ein Aufgebot des Amtsgerichts Borken. Demzufolge sucht das Amtsgericht „alle bekannten und unbekannten Eigenthumsprätendenten“ [= Anspruchsteller] des zum Verkauf anstehenden Grundstücks des Schmieds Anton Brands. Er ist der Vater Christina Strielers und Ende März 1896 verstorben. „Die Aufforderung ist insbesondere gerichtet gegen die Rechtsnachfolger des verstorbenen Bergmanns Hrm. Strieler“. Mit den Rechtsnachfolgern sind die beiden Kinder Dina Maria und Louise gemeint. Ob die Suche erfolgreich war und ob ein Eigentums- bzw. Erbschaftsanspruch tatsächlich bestand, bleibt unbeantwortet.

Zu guter Letzt noch ein Kuriosum

Am Freitag, dem 2. Oktober 1903, meldet der „Münsterische Anzeiger“ in der Rubrik „Briefkasten“ Folgendes:

„Nach Telgte. Die Bergleute Schädel und Strieler, welche in der Peter- und Paulsnacht des Jahres 1894 die Frau Strieler ermordet hatten, wurden am 31. August 1895 im Hofe des hiesigen Gerichtsgefängnisses hingerichtet.“

Diese Meldung, 8 Jahre (!) nach der Hinrichtung, ist ein echtes Kuriosum und hinterlässt viele Fragezeichen, auch wegen der Ortsangabe „Telgte“, einer Stadt 15 Kilometer nordöstlich von

Münster. Wollte mit der Meldung jemand von der Zeitung, egal ob Redakteur oder Schriftsetzer oder sonst wer, vielleicht etwas sagen und, wenn ja, was? Eine Antwort auf diese Frage wird es wohl nie geben, so wie es nach über 130 Jahren auf viele Fragen im Mordfall Strieler wohl nie eine Antwort geben wird.

Zu guter Letzt: Wie hat Ihnen das Buch gefallen?
Bitte schreiben Sie mir unter rainerski@kurzetexte.de
Herzlichen Dank!